

Caveant nobiles!

Ein Mahnruf an den Baltischen Adel

von einem

Standesgenossen.

RIGA.

Verlag von Jonck & Poliewsky.

1895.

Дозволено цензурою. Рига, 25 Ноября 1894 г.

«Ahnen sind für den bloss Nullen,»
«Der als Null zu ihnen tritt,»
«Tritt als Eins an ihre Spitze»
«Und die Ahnen zählen mit.»



Mehr als ein Sæculum ist seit den Tagen der «grossen» Revolution verflossen, die damals so wild aufbrausenden Wogen der Leidenschaft haben sich längst geglättet, aber die von den Helden jener Tage in alle Winde ausposaunten Schlagworte spuken noch heute in den Köpfen der Epigonen. So gilt der Satz: «Der Adel hat sich überlebt» noch heute in Kreisen als Axiom, die sonst durchaus nichts mit den blutigen Helden von 1789 gemein haben, ja die sich «gemässigt» oder gar «conservativ» nennen; höchstens, dass sie die einstige Daseinsberechtigung des Adels zugestehen, dass er heute besten Falls eine historische Merkwürdigkeit bildet, scheint ihnen unwiderleglich. Es sind die Halbgebildeten, die Verbildeten, an denen die Gegenwart ja so reich ist, die so urtheilen; freilich, Schulen und Hochschulen haben sie mit Glanz absolvirt, von Lehrstühlen aller Art herab predigen sie selber das erworbene Wissen der heranwachsenden Generation und rastlos sind sie bemüht ihre Kenntnisse zu erweitern, aber eine Lücke klafft unausgesetzt und unausgefüllt in ihrem Wissen — der Mensch, sein Wesen, seine Natur blieb ihnen fremd. Darum sind sie aber bislang auch vergeblich bemüht, ihre Theorien in die Praxis zu übertragen, bleibt ihr Gerede Phrase, ihr Rufen wirkungslos, denn was im Menschen, in den Eigenthümlichkeiten seiner Natur wurzelt, ist durch keinen Tintenstrom wegzulöschen. So sehen wir auch die von den Gleichheitsidealistern so bitter ghasste «Ständewirthschaft» ruhig weiter-

bestehen, ja sich zu höheren Formen entwickeln und inmitten dieser Stände behauptet heute auch noch der Adel seinen Platz. Ich gebe zu, dass die Erscheinung, einem Stande, abweichend von allem sonst geübten Brauche, erbliche Vorrechte zugestehen zu sehen, auf den oberflächlichen Beobachter frappirend wirken, ja ihn zum Tadel bewegen muss. Ich halte es daher nicht für überflüssig, ausholend die Entwicklungsgeschichte des Geburtsstandes kurz zu skizziren und hoffe, zum Schlusse gelangt, den Leser überzeugt zu haben, dass sowohl Theorie wie Praxis, auf Naturgesetzen basirende Argumente wie historische Erfahrung, die Berechtigung, ja die Nothwendigkeit eines Standes mit erblichen Rechten wie Pflichten, also eines Adels, erweisen. Trotz aller Deductionen wird aber die Zahl unserer principiellen Gegner wohl kaum geringer werden, dürften die Anfeindungen nicht aufhören und wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir zugeben, dass die Anlässe zu Angriffen auf den ganzen Stand oft nur zu begründete, von uns selbst gegebene sind, den Trugschluss aber, dass thatsächliche Missstände die Existenzberechtigung eines Geburtsstandes überhaupt in Frage stellen, will ich zurückweisen und seine Haltlosigkeit zu demonstiren suchen.

Ueberall, wo Glieder der Gattung homo sapiens in grösserer Zahl auftreten, führen alsbald vermehrte Bedürfnisse zur Arbeitstheilung, die ihrerseits direct zur Bildung von Berufsständen leitet. Man wäre nun geneigt anzunehmen, dass die Ergänzung dieser Berufsstände sich durch Anhaltung des Sohnes zur vom Vater geübten Thätigkeit vollziehe, dass diese Vererbung des Berufs vom Ascendenten auf die Descendenten auch der von der Natur gewiesene Weg sei und bei oberflächlicher Betrachtung scheint das thatsächliche Verhalten der grossen Masse diese Annahme zu unterstützen. Wie sollte es auch anders sein? Hat nicht der Vater die ausgiebigste Gelegenheit, alle ihm vom Vater gelehrt und von ihm selbst erworbenen Geschicklichkeiten dem Sohne zu lehren, wird der Vater nicht der uneigennützigste

Lehrmeister des Kindes sein, dem er, ohne Entgelt zu fordern, auch die geheimsten Kenntnisse beibringen wird, da er im Sohne nie den zukünftigen Concurrenten, sondern nur den Mitarbeiter zu sehen braucht? Wird nicht der Sohn, von Kindheit auf im väterlichen Berufe geübt, mit Leichtigkeit erhöhte Tüchtigkeit erlangen und im Stande sein dem Fortschritte zu dienen, wird er nicht durch früheste Gewöhnung, mehr aber noch durch Ererbung der Eigenschaften des Vaters auch Neigung zum Berufe der Vorfahren besitzen?

Erwägungen und Deductionen solcher Art haben einst im Orient zur Ausbildung des Kastenwesens geführt, das aber in der Praxis alsbald schreiendste Missstände hervorrief, die zum Theil jene alten Culturvölker von ihrer einstigen Höhe hinabstürzten, zum Theil noch heute — wie in Indien — den Aufschwung reichbegabter Völker unmöglich machen. Dabei war den etwa verschiedenen Neigungen noch immerhin einiger Spielraum gelassen; der Handwerkerssohn musste zwar Handwerker bleiben, ohne jedoch gezwungen zu sein, Schuster zu werden, weil der Vater den Pechdraht schwang und doch hat der in noch so allgemeinen Grenzen geübte Berufszwang jenen Völkern zum Unsegen, ja Verderben gereicht.

Die nach Europa übersiedelnden arischen Stämme sind dem Beispiel ihrer indischen Blutsvettern nicht gefolgt; wie auch immer sich das einzelne Volk nach der Lostrennung vom Hauptstamme entwickelte, ein Kastenwesen in orientalischer Weise findet sich zu keiner Zeit bei den europäischen Ariern. Zwar sehen wir noch heute meist den Sohn des Landmannes beim Pfluge bleiben, den Sohn des Fabrikarbeiters seine Muskeln in den Dienst der Industrie stellen, aber materieller, nicht moralischer Zwang oder Neigung bedingen diese thatsächliche Erscheinung. Wo der Vater nicht über die erforderlichen Mittel verfügt den Sohn zu einem anderen Berufe vorzubereiten, muss letzterer sich an dem genügen lassen, was der Vater ihn lehrte und muss

er sich mit den vom Vater, seinem einzigen Lehrmeister, erworbenen Kenntnissen durch's Leben zu schlagen suchen, mag ihn die Neigung auch nach anderer Richtung ziehen. Wo aber immer die Möglichkeit der freien Berufswahl vorliegt, sehen wir in wechselvollstem Spiel des Landmanns Sohn zum Säbel greifen, des Kriegsknechts Sprössling zum Pfluge zurückkehren, des eingefleischten Bureauarbeiters Einziger kämpft als Seemann mit den Elementen und des Gottesgelahrten Sohn entzückt das Publicum von den Brettern aus, die die Welt bedeuten. Wo bleibt vor diesem Bilde die behauptete Ererbung von der Vorfahren Fähigkeiten, die doch auch die Neigung beeinflussen müsste, denn der ungestüme Drang, sich in dieser oder jener bestimmten Richtung zu bethätigen, deutet er nicht darauf, dass die Fähigkeiten zum ersehnten Beruf im Betreffenden schlummern?

Haben sich Europa's Besiedler vom schädlichen Kastenzwange frei zu halten gewusst, so sehen wir doch auch unter ihnen einen Stand sich entwickeln, der das wesentliche Merkmal der Kaste — Vererbung von Pflichten wie Rechten — aufweist, es ist der Adel. Die Entwicklungsgeschichte desselben ist in unzähligen Werken beschrieben worden, zahlreich genug sind auch die Meinungen über die Ursachen seines Entstehens.

Halbgötter setzt ihm die Sage zu Vorfahren, Usurpatoren, die durch erlangtes Uebergewicht sich höhere Rechte ertrotzten, waren nach vieler Historiker Meinung unsere Urväter und wenn auch die meisten Geschichtsschreiber selbst demokratischster Richtung heute nicht mehr zu leugnen vermögen, dass die ersten Edeling, eben weilsiesolche im wahren Sinne des Wortes waren, auf den Schild erhoben wurden, so behaupten sie doch, dass die Erblichkeit der Vorrechte nur kraft der erlangten Macht zur Anerkennung seitens der Massen gelangte.

Darum fort mit den letzten «Ueberbleibseln des finsternen Mittelalters», weg mit den lächerlichen ererbten Vorrechten; wie wagst Du Rechte für Dich in Anspruch zu nehmen

weil Dein Vater Einiges geleistet hat, leiste selber etwas und dann tritt mit Deinen Ansprüchen hervor. Oder behauptest Du noch immer, dass weil Dein Vater oder Vorfahr tüchtig war, Du nothwendiger Weise seine Fähigkeiten ererbt haben musst? Schau doch hin auf jene Länder, wo man noch heute auf die Berechtigung der Kastenordnungen schwört und gerade aus diesem Irrthum alle Stände im Fortschritt gehemmt werden. Bieten sie nicht ein Beispiel, wie es auch bei uns geworden wäre, wenn wir dem gleichen Wahne gehuldigt hätten und hat nicht schon die Einräumung von erblichen Vorrechten an einen unserer Stände Unterdrückung und Ungerechtigkeit, Noth und Elend zur Folge gehabt, hat nicht dieser eine Stand genügt, Jahrhunderte lang jeden Fortschritt zu hemmen, bis die Neuzeit endlich die Sklavenkette brach?

So klar, so einfach, so verständlich auch für den beschränkten Kopf erscheinen diese Schlüsse, dass es uns schier Wunder nehmen muss, wie auch unsere weniger civilisirten Vorfahren, statt jeden Versuch einer Erblichmachung von Rechten wie Pflichten zu hindern, selber die Bildung eines Adelsstandes begünstigten. Ich glaube auch nicht, dass dieselben auf Grund langer philosophischer Deductionen oder naturwissenschaftlicher und anatomischer Folgerungen zu diesem — wie die Meisten annehmen — unheilvollen Entschlusse gekommen sind, ich meine vielmehr, dass sie instinctiv handelten und wol gerade daher auch — das Richtige trafen. Dank den Errungenschaften neuzeitlicher Forschungen brauchen wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts uns aber nicht mehr auf «Gefühle» oder «Instincte» zu berufen; schwebte den Barbaren, die dem neugeborenen Sohne des Führers zujauchzten, die Erblichkeitstheorie nur unklar vor, hat ihr Missverstehen die orientalischen Völker auf Irrwege geleitet, so können wir, wenn auch vorläufig nur erst in sehr allgemeiner Form, das Gesetz der Vererbung formuliren und an seiner Hand die Existenzberechtigung des Adels beweisen. Nicht auf

diesen Beweis kommt es mir jedoch in erster Reihe an; wenden wir das Gesetz der Vererbung in richtiger, verständnisvoller Weise auf unseren Stand an, so lehrt es uns auch die Gefahren erkennen, die uns auf der erklommenen Höhe umlauern, sehen wir die Ursachen die uns zum allmählichen Hinabgleiten, Hinabsteigen von der ersten Stufe treiben, können wir die Stützpunkte entdecken, an die wir uns klammern müssen, um oben auf des von den Vätern erklommenen Berges Spitze zu bleiben, bis nicht eigenverschuldeter Hinabsturz, sondern durch die Naturgesetze bedingtes Erlöschen uns das Ende bereitet. Erst aber muss bewiesen werden, dass nicht Macht und Gewalt, sondern Recht uns auf jene Höhe führte.

Neugeborene Erdenbürger gleichen einander wie ein Ei dem andern; eine rundliche, röthlichstrahlende Fleischmasse, einige Dutzend feiner Härchen, ein winziges Aeugleinpaar — so präsentirt sich das Königskind, so ist des letzten Bettlers Sohn gestaltet und wenn liebevolle Tanten in dem Eintagsgeschöpfe «Aehnlichkeiten» mit Vater und Mutter zu erkennen wännen, so schelten wir sie mit Recht albern. Auch der erste Schrei aller Neugeborenen dürfte ähnlich klingen, da ja das gleiche Gefühl ihn hervorlockte, der Hunger, den auch des Reichen Kind — freilich vielleicht zum ersten und letzten Male — bei seinem Debut verspürt. Doch nur wenige Wochen Wachsthum genügen, um eine Fülle individueller Verschiedenheiten hervortreten zu lassen, die meist zwar nur für das spärende Mutterauge erkennbar sind, aber immerhin früh bezeugen, das der Achtwöchling Hans anders geartet ist als sein Altersgenosse Kunz. Hans schreit ohn' Unterlass, Kunz selten, Hans lacht bei Annäherung von Mutter und Amme, Kunz greint furchtsam beim Anblick der «Grossen» und so fort. Woher haben nun die Wickelpuppen diese Verschiedenheiten? Aeussere Einflüsse können doch kaum noch wirksam geworden sein, also müssen die abweichenden Formen der Kundgebung in der Beanlagung gesucht werden, Anlagen aber müssen ererbt sein und zwar

mittelbar oder unmittelbar von den Erzeugern. Die Richtigkeit dieser Behauptung ist nie angezweifelt worden; dass das Kind in physischer wie psychischer Beziehung das Produkt seiner Eltern sei, wussten auch die Alten schon, aber erst neueste Forschungen brachten einiges Licht in diese noch immer so dunkle Frage. Zwar schien es anfänglich, als ob die Lehre vom Atavismus, d. h. die Entdeckung, dass Eigenschaften auch vom Grossvater auf den Enkel unter Ueberspringung des Vaters vererbt werden könnten, die Fäden noch mehr verwirren würde, aber dem rastlosen Fleisse der Wissenschaft gelang es doch endlich, in dem dunklen Gefilde festen Fuss zu fassen. Dämmerndes Halbdunkel umgibt uns zwar noch ringsum, weite, finstere Strecken machen den Fuss straucheln, aber einige Fäden halten wir bereits in der Hand, die uns einst sicher zum Ziele leiten werden, heute uns schon wichtige Schlüsse ermöglichen.

Während man früher wähnte, dass an der Vererbung aller Eigenschaften Vater und Mutter gleichen Antheil nähmen, dass das Kind daher die genaue Mischung väterlicher wie mütterlicher Qualitäten sei, wissen wir heute, dass auch bei der Vererbung die Geschlechter dem Gesetze der Arbeitstheilung folgen, wir wissen ferner, dass gewisse Eigenschaften sich constanter vererben als andere. Die Erfahrungen auf diesem Gebiete lassen sich, soweit sie für meinen Zweck in Betracht kommen, in folgenden Sätzen zusammenfassen:

Charaktereigenschaften vererben sich in constanterer Form als geistige Eigenschaften.

Der Sohn erbt die Charaktereigenschaften des Vaters, die Geistesgaben der Mutter, der er auch physisch näher verwandt erscheint.

Im Volksmunde heisst es, dass der Sohn mehr der Mutter, die Tochter dem Vater gliche; steht diese Annahme auch zum ersten der obigen Sätze in Widerspruch, so ist sie doch durchaus verständlich, denn physische und geistige

Qualitäten springen weit rascher in die Augen als Charaktereigenthümlichkeiten, deren Erkennen genauere Beobachtung erfordert. Obige Sätze haben natürlich nur allgemeine Geltung; im Einzelfalle kann gewiss der Mutter Charakter im Sohne hervortreten und des Vaters Geist, aber in solchem Falle dürfte es wol mehr des Grossvaters mütterlicher Seite Charakter sein, der im Enkel eine Wiedergeburt feiert und durch diese Annahme löst sich leicht der scheinbare Widerspruch zwischen Erfahrung und Theorie.

Kurz und knapp lauten die citirten Sätze und doch — welche Fülle von Thatsachen wird uns durch sie erst verständlich, welch' weiten, ungeahnten Ausblick eröffnen sie uns in Vergangenheit und Zukunft. Warum hat kaum ein Geistesheros ihm ebenbürtige Söhne? Weil geistige Fähigkeiten sich einmal lange nicht so sicher vererben, wie die Charakterqualität und weil sie ferner, wenn zur Vererbung gelangend, vom Vater auf die Tochter übergehen.

Darum hatten die Geisteshelden auch fast immer geistig hervorragende Mütter.

Warum sehen wir in der Geschichte ein Volk erst die höheren Stufen der Civilisation erklimmen, nachdem es seine Frauen von Sklavinnen zu Gefährtinnen erhoben hatte, dann aber in auffällig raschem Tempo fortschreiten? Weil die von den Männern während des Lebens erworbenen geistigen Fähigkeiten auf die Töchter vererbt wurden, in denen sie bei ihrer missachteten, sklavischen Stellung verkümmern mussten und nicht zur Vererbung auf die Söhne gelangten. Auch der Irrweg, den die orientalischen Verfechter des Kastenwesens wandelten und wandeln, tritt jetzt klar zu Tage. Zu den meisten Arbeits-Berufen machen doch in erster Reihe geistige Fähigkeiten das Individuum geeignet, deren Vererbung aber zu einer constanten machen zu wollen, war ein Unternehmen, an dem die Schöpfer der Kastenordnungen scheitern mussten, umso mehr, als sie das einzige, vielleicht wirksame Mittel —

die Emancipation*) der Frau — nicht zur Anwendung gebracht haben.

Hatte im Orient brahmanische Weisheit zum Unheil der Völker den Sieg über den Instinct davongetragen, so liess der gesunde, unverfälschte Natursinn die Völker des Occidents die richtige Mittelstrasse einhalten. Frei mochte jeder den Beruf nach Neigung und Fähigkeiten wählen, den Edelingen aber, den Nachkommen der einst auf den Schild erhobenen Führer, gestand man in sicherer Erwartung ihrer Tüchtigkeit erbliche Vorrechte zu und — fand sich nicht getäuscht. Was war es, das ihre Väter einst an die Spitze der Heerhaufen stellte, was befähigt noch heute den Einzelnen zum echten Volksführer? Sind es in erster Reihe Geistesgaben, etwa glänzende Redefertigkeit, Tiefe des Denkens oder sind es nicht vielmehr Charaktereigenschaften, wie physischer und moralischer Muth, Uneigennützigkeit und Redlichkeit? Freilich, im modernen, constitutionellen Staate führt die Gabe der Rede, verbunden mit glänzender Gelehrsamkeit, am sichersten zum Sitz im Parlamente, aber besser ist's drum auch nicht geworden in den Staaten, die von den «modernen» Volksführern gelenkt werden. Unsere Altvorderen wussten besser, was ihnen frommte; war der Vater hochgemuthet und selbstlos, so konnten auch beim Sohne die gleichen Eigenschaften erwartet werden und unbedenklich gaben sie dem Knaben schon die Rechte, die dem Manne einst die Ausübung der Führerpflicht möglich machen sollten. Wir wissen, warum sie in ihrer Hoffnung nicht getäuscht wurden, denn die Wissenschaft lehrt uns ja, dass Charaktereigenschaften in recht constanter Form vom Vater auf den Sohn übergehen. Die ersten, durch Wahl erkorenen Führer werden aber mit Trefflichkeit des Charakters auch glänzende Geistesgaben vereinigt haben; auch diese Fähigkeiten mag das Volk bei den Erben der

1) Ich meine hier die Emancipation der Frau vom Sklavenjoch, nicht die heute verlangte Emancipation der Frauen der Culturvölker.

Führer wiederzufinden gehofft haben — ohne Erfolg. Wieder aber leitete gesunder Instinct auf die richtige Bahn: «Nimm die Tochter des Nachbarfürsten zur Frau», rief das Volk seinem Herrscher zu, «der Edeling soll nicht des Knechtes Tochter zum Weibe küren», lautete bald der Spruch. Wieviel ist gelacht, gespöttelt, gescholten worden über den Ahnenstolz des Adels, seine Scheu vor «Mésalliancen» und wie richtig ist die Grundidee dieser vermeintlichen Lächerlichkeiten. Unwissend sind zwar Jene, die einerseits meinen, sechzehn «untadlige» Ahnen erhärteten eo ipso die moralische wie geistige Tadellosigkeit der Schwiegertochter in spe und andererseits glauben, die Heirath mit einer Person, die von erwiesenermassen guten, nicht zum Adel gehörenden, aber immerhin auf annähernd gleicher socialer Stufe stehenden Eltern stammt, gefährde unbedingt die Zukunft des Geschlechts, aber dass allzugrosse sociale Kluft zwischen den Ehegatten in den Kindern leicht böse Früchte zeitigen wird, ist unanfechtbar. Wehe uns, wenn die Prinzen der Herrscherhäuser sich wirklich, wie im Märchen, Fischerstöchter zu Gattinnen kürten und wehe dem Volke, dessen Adel sich seine Frauen aus den niedersten, wenn auch noch so «anständigen» Bürger- und Bauernklassen holt! Einst aber, in der Blüthezeit des Adels, war auch die geistige Kluft, die ihn von allen anderen Ständen trennte, eine viel grössere als heute; wäre damals nicht die Unebenbürtigkeit aller übrigen Klassen so scharf betont worden, wie rasch wäre der Adel durch geistigen Rückschritt unfähig geworden, seine Führerrolle weiter zu spielen trotz Bewahrung seiner hervorragenden Charaktereigenschaften.

Also Charaktereigenthümlichkeiten, nicht geistige Qualitäten sind es in erster Reihe, die das Merkmal des Adels bilden sollen, auch heute noch sind uns manche Kreise auf rein geistigem Gebiete überlegen, ohne aus diesem Grunde mit Recht die Abtretung der ersten, der Führerrolle, von uns heischen zu dürfen.

Die Administrativverwaltung des Landes, die Führerschaft im Heere, die wirthschaftliche Erziehung des Volkes — das sind die angestammten Berufe des Adels; dass zu Berufen dieser Art mehr der Charakter als der Kopf qualificirt, dürfte doch feststehen. Wie sehr der Adel sich selber bewusst war, zu welchen Aemtern er seiner Veranlagung, d. i. ererbten Eigenschaften nach passte oder nicht, lehrt der Umstand, dass er sich kaum irgendwo zur Justizpflege, die doch auch zur Volkswohlfahrt beiträgt, gedrängt hat, seitdem Eindringen des römischen Rechts Gelehrte, nicht mehr blos redliche Männer, die das Gewohnheitsrecht des Landes kannten, als Rechtspfleger heischte.

Wir haben erkannt, warum unsere Vorfahren vom Adel erbliche Tüchtigkeit erhoffen durften, stellen wir nun vorurtheilslos uns die Frage, ob der Adel in der Praxis gehalten hat, was er der Theorie nach zu versprechen schien, so muss die Antwort bejahend sein. Nicht Selbsttäuschung, nicht Eitelkeit führen uns zu ihr, auf den Blättern der Geschichte eines Jahrtausends findet sie sich niedergeschrieben. Unzählige Schlachtfelder zeugen von des Adels Tapferkeit und Opferfreudigkeit, die unabsehbar vom Mittelmeer bis zur Ost- und Nordsee wogenden Kornfelder sind das Werk seiner Schüler, der Bauern, und fort und fort wirkt er in der gleichen Weise. Wer darf uns müssige Drohnen schelten, der gerechten Auges Vergangenheit und Gegenwart überschaut, wer wagt es zu sagen, dass wir unredliche, selbstsüchtige Volksführer gewesen sind? Wer hat das Panier Gottes hochgehalten in manchem schweren Sturme, wer ficht noch heute unter'm Kreuze in erster Reihe gegen Materialismus und modernes Heidenthum? Ist's nicht der Adel? Ja, wir standen und stehen auf der Höhe, an der Spitze, nicht durch des Schwertes Macht, sondern durch der überlegenen Tüchtigkeit Recht und so lange die Menschen Menschen bleiben, wird stets ein Stand der erste genannt werden, ein Stand

die Führerschaft haben und nicht der Kopf wird den Vorrang behaupten, sondern stets das Herz, der Charakter. Diesem Führerstande aber, dessen erbliche Tüchtigkeit das Naturgesetz selber gewährleistet, kann und muss man unbedingt erbliche Vorrechte zugestehen.

Wir haben das Gesetz erkannt und beleuchtet, das uns zur Vorherrschaft führte, das Gesetz der constanten Vererbung von Charaktereigenschaften von Vater auf Sohn, wir wissen nun, dass Niemand uns Räuber und Usurpatore schelten darf, müssen aber noch der weiteren Consequenzen des Gesetzes uns bewusst werden, um die uns auf der Höhe umgebenden Gefahren zu erkennen und wenn thunlich zu vermeiden.

Ich bin aus tiefinnerster Ueberzeugung dafür eingetreten, dass nicht allein die ständische Gliederung der Völker den Naturgesetzen entspricht, sondern dass auch ein Geburtsstand, dessen Stammväter aus den Tüchtigsten des Volkes sich zusammensetzten, keinem Volke dauernd fehlen wird. Möge heute der Adel in allen Landen per decretum populi abgeschafft werden, so wird sich alsbald wieder ein erster Stand, ein Stand der Volksführer bilden; die Tüchtigsten werden allendlich doch zur Vorherrschaft berufen werden und das Volk selber wird es sein, das den Descendenten seiner Leiter erbliche Rechte zugesteht. Zeiten voll Sturm und Drang werden zwar, wie heute in Frankreich, nöthig sein, um den Völkern die Augen zu öffnen, dass die alten Volksführer «von Geburt» auch die rechten, echten waren und nicht die heutigen Parlamentarier «von Beruf», aber der Tag wird kommen, wo auch die Massen sehend werden, an dem sie erkennen, dass für jede Nation ein Geburtsstand nöthig ist, wie der Mensch eines Rückgrates bedarf.

Fern liegt mir aber die Anmassung, es müssten die heute den Adel bildenden Geschlechter in alle Zeit den ersten Platz behaupten, ja die historische Erfahrung spricht deutlich für das Gegentheil. Der alte germanische Adel,

der noch Karl dem Grossen seine Schlachten schlug, ist buchstäblich ausgestorben und in den Augen der damaligen Edelinges dürften unsere Vorväter als homines novi gegolten haben, insofern sie sich überhaupt schon aus der grossen Masse emporgerungen hatten. Von den heute blühenden Adelssippen, die nun auch schon auf eine 700-jährige wappengeschmückte Vergangenheit zurückschauen dürfen, sinkt eine nach der anderen in's Grab, ja in den wenigen Jahrhunderten, die seit dem Zusammenschluss unseres Stammadels zu Corporationen verflossen sind, ist mehr als die Hälfte aller damals gemeldeten Schilde umflort worden zum Zeichen, dass alle, die ihn tragen durften, in steinernen Särgen ruhen. Die Erklärungen sind sehr zahlreich, die diese schon lange beobachtete Thatsache hervorgerufen hat.

Ueppiges Wohlleben und damit verbundene Verweichlichung sind dafür verantwortlich gemacht worden, die aus der Scheu vor «Mésalliancen» resultirende Stockung des Blutes in Folge dauernder Inzucht wurde und wird häufig als Hauptursache angeführt, ohne dass diese, zum Theil mit anderen Thatsachen im Widerspruch stehenden Erklärungen als bewiesen angesehen werden können. Mitwirkende Ursachen dürften die citirten Momente ja wol sein, der Hauptgrund dieses, neuerdings auch bei den übrigen höheren Ständen constatirten, unaufhaltsamen Aussterbens ist uns noch verborgen. Jedenfalls müssen wir annehmen, dass auch diesem Aufsteigen und Erlöschen ein Gesetz zu Grunde liegt, vielleicht wäre es auch jetzt schon möglich, dasselbe in Form einer wenigstens wahrscheinlichen Hypothese zu formuliren, doch gehört dieselbe keinesfalls hierher. Sind die einzelnen Geschlechter gleich den Einzelindividuen dem Vergehen unterworfen, so müssen wir uns in Demuth beugen vor dem unerbittlichen Naturgesetz, wol aber ist es unsere Pflicht bis auf den letzten Mann im buchstäblichsten Sinne zu kämpfen und zu wirken in der uns angewiesenen Richtung, bis zum

letzten Athemzuge des letzten Wappenträgers unsere Pflicht getreulich zu erfüllen. Wird dann über dem letzten Grabe Schild und Helm zerbrochen, so wussten wir im Abscheiden, dass wir unseren Beruf erfüllt hatten und abtreten mussten, um jüngeren Geschlechtern Raum zu schaffen, wehe uns aber, wenn wir vor der Zeit von der Weltenbühne weichen mussten, nicht weil das Naturgesetz unsere Leiber forderte, sondern weil unsere Seelen, unsere Herzen untauglich wurden, den Anforderungen des Führerberufs zu genügen: «Wer da steht, der sehe zu, dass er nicht falle», möge dieses Mahnwort in unser aller Herzen eingegraben stehen; noch stehen wir und stehen hoch, aber eisig ist der Wind, der uns auf der Bergesspitze umweht, leichter trifft der Blitz den, der die Höhe erklimmt, als den Bewohner des Thales und Schwindel bedroht den Kecken, der sich hinabbeugt über den Abgrund. Wer aber die Gefahr erkannt hat, meidet sie leichter, lässt uns darum Umschau halten und wetterkundigen Auges den Horizont prüfen, um rechtzeitig die aufsteigenden Wolken zu entdecken.

Es ist eine Zumuthung, die der Adel mit Recht stets energisch zurückgewiesen hat, als ob die erblichen Rechte, wie Bevorzugung bei Besetzung gewisser Aemter, ausschliesslicher Güterbesitz, etc., eine Belohnung für etwa geleistete Dienste bedeuteten, richtig ist vielmehr, dass ihm seine Vorrechte stets nur gewährt wurden, um ihn zur Erfüllung seiner Pflichten zu befähigen. Thöricht erscheinen darum jene Demokraten, die, an's Ruder gelangt, dem Adel zuerst alle Rechte entzogen und dann zeternten, er erfülle seine Aufgaben nicht mehr. Wer sein Leben des Volkes Wohlfahrt widmen soll, darf nicht von der Hand in den Mund leben müssen, darf nicht den auf des Ganzen Heil zu lenkenden Geist von den kleinen Sorgen des Alltagslebens in Anspruch nehmen lassen, darum gab man dem Adel Geld und Gut in ausreichendem Maasse. So nöthig diese materielle Sicherstellung aber auch sein mochte, so

riesengross ist die Gefahr, die in solcher Gewährleistung sorgenlosen Daseins liegt. Wir Zwitterwesen, die zwar mit dem selbstbewussten Hirne in die geistigen Sphären hineinragen, mit Leib und Füssen aber noch ganz dem thierischen Leben angehören, folgen nur zu willig dem in uns waltenden Trägheitsgesetz. Die Noth lehrt uns arbeiten, veredelt unsere Eigenschaften, führt zur Entfaltung der Geisteskräfte, leitet uns hinan zur Höhe, aber kaum weicht sie von unseren Fersen, so lässt die Anspannung des Geistes nach und die Früchte derselben verzehrt das Fleisch in fauler Ruhe. Nicht plötzlich zwar findet dieser Rückschlag statt, erst überwiegt noch in vielen Generationen die ererbte Tüchtigkeit, aber langsam, langsam beginnen doch sich die Keime schlechterer Eigenschaften zu entwickeln, sie gelangen zur Blüthe, zur Reife — zur Vererbung. Ja, wenn Weismann's Theorien richtig wären, wenn erworbene schlechte Qualitäten sich nicht vererbten, dann wäre der Glanz des Adels für alle Zeit gesichert, aber jene Behauptung ist ja unhaltbar, deren Richtigkeit angenommen, wäre das Aufsteigen der Höhlenmenschen zu höheren Stufen unmöglich gewesen. Ja, sie vererben sich, die erworbenen Eigenschaften, gute wie schlechte, der letzteren Zahl nimmt aber von Generation zu Generation zu. Immer weniger geschickt sind wir zur Erfüllung der angestammten Aufgaben, immer grösser wird die Last der Erbsünde, an der wir zu tragen haben, immer mehr verkehren sich die guten Eigenschaften der Väter in schlimme. Schildere ich zu schwarz? Ist es vielleicht anderswo so um den Adel bestellt, nicht aber in unserer baltischen Heimath? O nein, wer voll Aufrichtigkeit in sich, um sich schaut, wird mit bitterem Weh zugeben müssen, dass auch wir krank sind, dass auch auf unserem Nacken die Erbsünde schwer lastet, dass auch wir bestrebt sind, sie zu vergrössern. Blicken wir um uns; die Einen vergeuden ihr Gut in leichtsinniger Verschwendung, die Anderen — und ihre Zahl ist riesengross — mühen sich ihr Lebelang ihre Habe zu mehren, Werthe auf Werthe zu

häufen, statt sich genügen zu lassen mit ihrem Besitz und die Hände frei zu behalten zum Erfüllen ihrer Standespflichten; die Jungen leben dem Genusse, ohne zu bedenken, dass die ernste Zeit auch höhere Anforderungen stellt, die Alten gehen auf in Parteihader und müsigem Gerede und sagen «es ist nicht so schlimm», da ihr Geldbeutel noch intact ist. In erster Reihe wirkt aber auf den Beobachter erschütternd die Gleichgiltigkeit, mit der Alle — Jung wie Alt — an allem, was nicht materieller Natur ist, was nicht klingt, wenn's auf den Tisch geworfen wurde, vorübergehen; da reden sie wol und ereifern sich auch über dies und jenes, doch wer aufmerksam hinhört, der merkt gar bald, es kommt nicht von Herzen, sondern ist Strohfeuer, das auf flammt und verlischt. Ich weiss es wohl, es schlummern auch noch viel gute und edle Eigenschaften in unserem Herzen, denn zäh vererbt sich auch die gute Qualität, aber wir drohen zu ersticken im crassesten Materialismus, wir drohen zu werden, was unsere Feinde uns bislang mit Unrecht schalten, müssige Drohnen. Es ist ja schwer, fort und fort zu arbeiten, wenn man nicht zu arbeiten braucht, kein Mensch wird vielleicht auf die Dauer sich den Gefahren, die bequeme Lebensführung mit sich bringt, entziehen, aber lasst uns bedenken, dass wir nicht vor der Zeit abtreten dürfen, dass wir ausharren müssen um jeden Preis, bis ein neuemporgewachsener Stand uns ablöst. Es gilt die erschlafften Glieder wieder in Action zu bringen, es gilt alle sittlichen Kräfte zusammenzuraffen und zwar bald, denn die Gefahr des Unterganges steht riesengross vor uns. Schon mehren sich die Zeichen, dass wir anfangen kernfaul zu werden, schon müssen wir Jahr um Jahr schlecht gewordene Aeste abhauen, Gefallene ausstossen aus unseren Reihen, eine Entnervung beginnt um sich zu greifen, die fast als Zeichen des nahenden Endes gedeutet werden kann. Jeder Adel hat solche Zeiten sittlichen Niederganges durchgemacht, mancher sie überwunden, mancher

ist in ihnen ruhmlos versunken, gebe Gott, dass wir oben bleiben!

Ist das schleichende Gift der Charakterdegeneration schon allein geeignet, einen Adel zu Grunde zu richten, so ist die Gefahr um so grösser, wenn über den schon kranken Stand Zeiten kommen, Zeiten, die Stürme bringen, unter denen mancher gesunde Baum bricht.

Wenn auch der Adel mit Recht von angeborener Tüchtigkeit sprechen darf, so gilt dies doch nur — selbst in der vollsten Blüthezeit — für gewisse Berufsthätigkeiten. Die Eigenschaften, um derentwillen den Edelingen so hohe Sonderrechte zugestanden wurden, machten sie zwar geschickt zur Führung von Schwert und Pflug, zur Verwaltung des Landes, einst auch zur Hegung des Gerichts, nicht aber auch zur erfolgreichen Ausnutzung aller anderen Thätigkeitssphären. Es sind andere Eigenschaften des Geistes wie auch des Charakters, die der Kaufmann besitzen muss, um Erfolg zu erzielen, die vom Pädagogen verlangt werden, über die der Gelehrte verfügen muss, um der Wissenschaft nützen zu können. Ich glaube zwar nicht, dass die Kaufleute, Pädagogen etc. der lebenden Generation ihre Berufseigenschaften von den Vorfahren ererbt haben, wol aber übernahmen sie von den Vätern Anlagen, deren Keime in uns seit Generationen erstickt wurden, da ihr Wachsen unserem Berufe schädlich gewesen wäre. Dahinstürmender Wagemuth taugt nicht für den Kaufmann, den nur ängstliche Vorsicht vor den auch seinen Weg bedrohenden Gefahren schirmen kann, Uneigennützigkeit des Handelsmannes wäre einfach lächerlich, während sie den Edelmann ziert, peinlichste Beachtung der kleinsten Details ist Erforderniss für den forschenden Jünger der Wissenschaft, während des Edelmanns Blick auf das Ganze gerichtet bleiben muss. Treten nun Zeiten ein, in denen dem Adel seine angestammten Berufsgebiete verschlossen werden, muss eine Generation desselben unvermittelt zu ungewohnter Thätigkeit übergehen, so versagt nur zu leicht die Kraft,

die Fähigkeit den neuen Anforderungen zu genügen, fehlt und all' die Noth, die auch in geruhigen Zeiten manch' Einzelner, der nicht «am rechten Platze» steht, erdulden muss, bricht über den ganzen Stand herein. Wir baltischen Edelleute leben heute in solcher Zeit, befinden uns mitten in einer Krisis, deren günstiger Ausgang um so zweifelhafter erscheint, als die Krankheit nicht einen gesunden, kraftstrotzenden Körper traf, sondern einen Leib, der schon lange krank war, dessen geheime Schäden nun aber erst ihre ganze Schwere offenbaren. Die Umstände brachten es mit sich, dass unser Adel sich schon längst nicht mehr in nennenswerthem Umfange dem Schwertdienst widmete und den Pflug können nicht alle führen, zumal seit wir selber das Recht des Güterbesitzes aufgaben. Da mussten denn immer wieder die «Landesposten», deren Besetzung uns bis zuletzt reservirt blieb, erhalten, um dem jungen Nachwuchse Raum zur Bethätigung seiner Kräfte zu schaffen und gab's nicht Vacanzen in genügender Zahl, so schuf man neue Aemter an diesem oder jenem Institut. Jahre kamen und gingen, der Zudrang der Candidaten wurde immer grösser, aber schliesslich brauchte doch keiner allzulange auf Versorgung zu warten; da — plötzlich, in kaum Jahresfrist, war alles verändert. Neue Institutionen ersetzten die alten, neue Männer traten an die Stelle der früheren Landesbeamten, das letzte, angestammte Berufsgebiet wurde verschlossen und gleichsam in der Luft schwebend, den Boden unter den Füßen weichen sehend, fragte der Adel: «Was nun?» Ja, «wohin mit unseren Söhnen?» fragten hunderte von Vätern, «was beginnen?» riefen Unzählige, die urplötzlich aus ihrer Bahn geschleudert wurden und als alles Rufen unbeantwortet blieb, alles Suchen doch nicht zum Ziele führte, da begann sich's zu zeigen, dass unsere Kraft nicht ausreichte, den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen, neue Wege zu graben. Wir hatten das Arbeiten überhaupt verlernt, wie sollten wir nun plötzlich fähig sein, ungewohnte Arbeit zu leisten, zu der wir schon durch Ererbung ungeschickt sind? Wir hatten in

bequemer Ruhe dahingelebt, als müsste es immer so bleiben, wie es war, wie sollen wir heute uns plötzlich klar werden über die neuen Erfordernisse? Planlos sehen wir den Einen nach diesem, den Anderen nach jenem greifen; der Eine zieht in die Fremde, wo er leider alsbald, des letzten Haltes, den Umgebung und Corporation bot, ermangelnd, um des Brotes willen der Heimath vergisst, die Anderen lassen den Söhnen Kenntnisse lehren, von denen sie nicht wissen, ob diese sie einst werden verwerthen können, alle aber kommen über vielem Klagen und Seufzen nur selten zu energischem Thun, zu thatkräftigem Losreißen von den alten Anschauungen. Es ist ja wahr, in solch' jähem Wechsel der Zeiten muss untergehen, wer nicht eisenfest war und solch' gewaltsam von der Natur durchgeführte Zuchtwahl hat auch ihr Gutes, aber wir dürfen nicht die Augen schliessen, nicht in träger Indolenz den Sturm über uns ergehen lassen, sonst gehen wir alle unter, werden weggefeigt wie Spreu, treten ruhmlos ab von der Bühne vor der Zeit. Zur herrschenden Unsicherheit in unseren Entschliessungen, zum schwankenden Umhertappen trägt das Meiste bei unser Mangel an Selbsterkenntniss. Die «schwere Zeit» machen wir für Alles verantwortlich, was uns quält und sorgt und merken nimmer, dass die Last der Zeit nur deswegen so schwer auf unsere Nacken drückt, weil dieselben schwach geworden sind in langer, fauler Ruhe. Wissen wir erst, was uns fehlt, so werden wir auch gar bald zu sagen vermögen, was uns frommt, aber Einkehr in uns selber müssen wir halten, ehe eine Umkehr möglich ist; trotz allen Murrens über die böse Zeit ahnen wir kaum, wie riesengewaltig die Gefahren sind, die in uns selber schlummern, mögen wir drum auffahren aus dem Schlaf, der uns noch immer umfängen hält, möge lauter und lauter der Ruf erschallen:

«Caveant nobiles.»

Was uns fehlt.

Arbeitsfähigkeit ist in erster Reihe unter den uns fehlenden, obwohl gerade heute in erhöhtem Maasse nöthigen Eigenschaften zu nennen. Unsere Väter haben sie besessen, uns ist sie abhanden gekommen, weil Generationen hindurch wir leben konnten, ohne zu arbeiten. Diese langsam aber stetig zunehmende Entwöhnung von der Arbeit hat als erste Frucht Arbeitsunlust erweckt; mancher unter uns besässe noch wol die Fähigkeit zum Arbeiten aber er will nicht thätig sein, er will in träger Ruhe lieber kümmerlich sein Dasein fristen, als durch Wirken und Schaffen seine Existenz zu einer behaglicheren zu gestalten. Dieser Unlust zur Thätigkeit, dieser Indolenz im weitesten Sinne habe ich schon Eingangs Erwähnung gethan, sie ist aber so sehr das typische Merkmal namentlich der jüngeren Generation, ist meiner Ansicht nach der Boden, in dem alle unsere sonstigen Fehler wuchern, dass ich mir ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand nicht versagen kann.

Wir sind gleichgültig geworden gegen alle Vorgänge in uns und um uns, gegen das Heilige wie Profane, den Ernst wie den Scherz, die Thätigkeit wie selbst gegen den Genuss; wahrlich es wäre besser, wir wären in mancher Hinsicht «schlecht» zu schelten, als «indolent»; vom argen Herzen kann man hoffen, dass bittere Lebenserfahrung es auf die richtige Bahn zurückführe, wer aber dem vollkommenen Geistesschlafe verfiel, der dem leiblichen Tode gleicht, wie ein Haar dem anderen, dem fruchten auch bittere Lebenserfahrungen nicht, da er sie nicht empfindet, den vermag oft nur noch des jüngsten Tages Posaune zu erwecken.

Wir sind lau geworden im Christenthum. Die Zahl der überzeugten Materialisten und Gottesleugner unter uns dürfte zwar nicht gross sein, ja wir gehen auch zuweilen zur Kirche, recht regelmässig zum Abendmahl, tragen auch das Unsrige bei zur Erhaltung der Kirche und ihrer Diener, zur Stillung von Hunger und Elend, aber mit dem inner-

lichen Christenthum, mit der Arbeit an uns selber und anderen, dürfte es schwach genug bestellt sein. Wie viele von denen, die mit Entrüstung die Benennung «Namenchristen» zurückweisen würden, falten wol regelmässig Abends ihre Hände zum Gebet, halten Rückschau auf ihr Thun und Lassen am verflossenen Tage? Wie viele von denen, die es aber thun, dürften regelmässig in ihrem Gebete der ernsten Zeit, in der wir leben, gedenken und flehen, dass Gott uns die Prüfung in Ehren bestehen lasse? Das ist auch typisch; am Clubtische klagt man fort und fort über die Lage der Dinge, aber ob auch Christen sich nennend, versäumt man es, dem die Noth zu klagen, der allein helfen kann.

Wir sind lau geworden in Vielem, was hier näher zu erörtern nicht am Platze wäre, nur eines Moments will ich noch Erwähnung thun, das mir ganz besonders die Grösse der Indolenz zu erhärten scheint. Wir sind gleichgültig sogar gegen den Genuss, wir sind blasirt. Wenn die Jugend in schäumendem Uebermuth über die Stränge schlägt, einige Jahre von einem Genusse zum anderen taumelt — was thut's? Möge die Jugend ihre Jugend geniessen, die Ausschreitungen die dabei mit unterlaufen, sind doch nur ein Zeichen erwachten Thatendranges, spätere Jahre, die demselben das Gebiet zur freien Entfaltung bringen, lassen das jugendliche Toben und Stürmen von selbst verschwinden. Mögen auch die so arg verpönten Schulden, aus Jugendleichtsinn und Unüberlegtheit entriert, eine stattliche Höhe erreichen, möge an ihrer Tilgung der Mann lange genug arbeiten müssen, dieser Leichtsinn ist, wenn auch nicht gut zu heissen, so doch verzeihlich und erklärbar. Aber ist derselbe zumeist Temperamentfehler, so wurzelt jene Art desselben im Charakter, die nicht nach Arbeit, nicht nach Genuss verlangend, den letzteren nur mitnimmt, so weit er sich von selber bietet und so weit er keine Forderungen an die über Alles geliebte Ruhe und Bequemlichkeit stellt. Das nenne ich «in den Tag hineinleben», das ist frivoler Leicht-

sinn, wenn jemand seine Zeit mit Kartenspiel, Zechen, Reiten, Jagen todtschlägt, ohne wirklichen Genuss in allen diesen Dingen zu finden.

Vertreter der älteren Generation hörte ich oftmals klagen, dass die ehemals so verbreitete Jagdpassion im Schwinden begriffen sei. Es ist wirklich so; unsere Verfahren waren vielleicht allzuviel mit Horn, Gewehr und Hunden hinter dem Wilde her, vernachlässigten ob dieser Leidenschaft manche ihnen zur Lösung vorliegende Aufgabe, aber sie waren doch immerhin ganze Jäger, die durch Dick und Dünn, in Sturm und Regen dem Wilde folgten, denen keine Missgunst des Wetters, keine Mühe gross genug war, um sie vom edlen Waidwerk abzuhalten. Heute heissen noch viele Jäger, wenige aber dürften mit Recht dieses Praedikat in Anspruch nehmen; die Treibjagden und überhaupt alle Gelegenheiten, wo in grosser Gesellschaft gejagt wird, wo ein treffliches Frühstück in Aussicht steht und die Beine nur durch kurze Gänge von einem Stande zum anderen in Anspruch genommen werden, erfreuen sich zwar noch heute grosser Theilnahme, aber die Jagdarten, welche erhöhte Anforderungen an den Körper stellen, werden mehr und mehr vernachlässigt. Ungestört führen im Frühjahr die Birkhähne ihre Liebestänze auf — wer wird im Tagesgrauen sich erheben, um dann stundenlang in Nässe und Nebel auf einen lumpigen Vogel zu warten, höchstens um eines Auerhahnes willen reibt man sich so früh den Schlaf aus den Augen, um die paar hundert Schritte von der comfortablen Hütte zur Balz zurückzulegen. Wer durchstreift noch in der Julihitze allein mit seinem Hunde Bruch und Morast auf der Suche nach dem jungen Birkhühnervolk, wer lauert gar eine frostige Winternacht hindurch dem Fischotter auf? Wenn nur Mangel an Zeit und erhöhte Inanspruchnahme durch wichtigere Aufgaben an dieser Beschränkung der Jagdpassion Schuld trügen, wer dürfte es tadeln, aber die nun ersparte Zeit wird leider durchaus nicht zu anderer Thätigkeit verwandt, sondern meist in

süßem Nichtsthun verbracht. Es dürfte manchem ein Lächeln entlocken, mich auf ein scheinbar nebensächliches Detail so umständlich eingehen zu sehen, aber man bedenke, dass eine Indolenz, eine Blasirtheit, die sich schon auf Details, auf Vergnügungen erstreckt, tiefste Wurzeln geschlagen haben muss und zum ernstesten Nachdenken auffordert.

Nebensächlich wäre es allerdings, wenn diese Trägheit wirklich bloß auf das physische Gebiet beschränkt wäre, aber — Gott sei es geklagt — gerade in der geistigen Sphäre wuchert das Unkraut «Gleichgiltigkeit» am üppigsten. Ich gebe zwar zu, dass die lebenden Generationen mehr gelernt haben und lernen als unsere Vorfahren, aber wer will behaupten, dass der Vorzeiger eines Abiturientenzeugnisses oder selbst eines Universitätsdiploms sich, auf diese Documente allein gestützt, «gebildet» nennen darf. Unter «Bildung» dürfte doch eine Ausbildung des Verstandes, eine Fähigmachung zur Reception wie Production zu verstehen sein, nicht aber in erster Reihe eine Aneignung von Wissen, dessen einmalige Erwerbung für die Lebens-tage ausreicht. Diese Verstandesausbildung muss unaus-gesetzt fortgesetzt werden, soll der Mensch geistig regsam bleiben, aber gerade an dieser Vervollkommnung durch sich selbst, aus sich selbst fehlt es in unserer Zeit. Haben wir Schule und Universität hinter uns, so bleiben wir stehen, beschränken die Geistesarbeit auf das nothwendigste Minimum und lassen besten Falls unser Gehirn durch spottenden Witz über den abwesenden Nächsten sein Dasein beweisen. «Mangel an geistigen Interessen» ist ein Vorwurf, der wol $\frac{9}{10}$ unserer Standesgenossen mit Recht treffen dürfte, ob sie auch meist ihn entrüstet zurückweisen würden. Diese Selbstüberschätzung, diese mangelnde Kenntniss unserer Fehler und Schwächen ist es ja, die immer wieder jeden Besserungsversuch vereitelt, ja die das Unkraut in uns zu solcher Höhe emporschiessen liess unter der ge-wissenhaften Anwendung und Begiessung mit der Jauche

des Selbstlobes. Wenn Einer täglich eine Zeitung liest, seinem Geiste einige Löffel Nahrung in Form der neuesten Romane reicht oder gar ab und zu eine Aufsehen erregende Broschüre durchfliegt, so glaubt er für seine Psyche übergenug gethan zu haben. Auch anderwärts macht sich ja diese geistige Verflachung bemerkbar, in der modernen Poesie tritt sie zu Tage, der Mangel an höheren Interessen ruft allenthalben Klagen der Einsichtigen hervor, aber meist tritt doch immerhin irgend etwas an die Stelle der aufgegebenen edleren Richtung. Der Eine wendet sich dem Naturalismus zu, der Andere geht auf und unter in politischer Kannegiesserei, der Dritte jagt ausschliesslich dem Mammon nach und der Vierte stürzt sich kopfüber in den Strudel des Lebens, dessen Genüsse in nimmersatter Gier aufsuchend. Arg zu schelten ist diese überhandnehmende geistige Verrohhung, mit aller Macht muss der erkennende Geist gegen sie ankämpfen, aber aussichtsvoller ist immerhin noch der Kampf gegen geistige Verirrung als gegen geistige Leere. Ach, diese Leere, diese Geistesöde, die uns an den heimischen Gestaden angähnt, dieses Schwinden des Alten, ohne dass Neues an seine Stelle trat, wirkt unheimlich auf den, der keine Binde vor den Augen trägt, lässt ihn mit begründetem horror vacui schauernd zurückweichen, ihn fast verzweifeln an der Möglichkeit der Umkehr. Ich glaube, es wird niemand von mir verlangen, die «geistigen Interessen» näher zu specificiren, sie sind ja auch so mannigfaltig, dass ihre Aufzählung weitesten Raum beanspruchen würde, aber dem einsichtigen Beobachter dürfte es schwerlich entgehen, dass von einer wahren Pflege des Geistes in unseren Kreisen nur wenig zu spüren ist, weder in receptiver noch in productiver Richtung.

Und die Folgen dieser Vernachlässigung? — Sie liessen sich voraussehen von dem, der offenen Auges das Thun und Treiben der grossen Masse beobachtete, voraussagen von dem, dessen Ohr öfters dem leeren Geschwätz der Standesbrüder an Stammtisch und eigenem Herd lauschte;

nun sind sie eingetreten. Sieh an Geist und Körper, unfähig ausserhalb des künstlich verengten Horizontes Liegendes zu würdigen, unfähig der plötzlich herantretenden Anforderung: «Arbeite» zu genügen, stehen wir hilflos einer neuen Zeit gegenüber. Aber wir erkennen nicht einmal unsere Blösse, unsere Noth, immer und immer wieder hört man tröstend, sich selbst belügend, sagen: «Es ist ja nicht so schlimm.»

Der mit Hunger und Elend ringende Arbeitslose darf hoffen, dass sein Suchen nach Thätigkeit mit Erfolg gekrönt wird, wer jedoch im Starrkrampf daliegt, merkt zwar nicht das allmähliche Ersterben des Lebens, aber er schlummert unrettbar hinüber, wenn nicht Anwendung schärfster Mittel den Krampf zu brechen vermag. Auch wir liegen im lähmenden Krampfe befangen, — sind noch immer nicht genug elektrische Schläge unseren Gliedern applicirt worden, sollten wir wirklich unrettbar in Bewusstlosigkeit entschlummern?

Doch ich muss zugeben, dass auf einem Gebiete allerdings eine erhöhte Thätigkeit sich bemerkbar macht, ein verstärktes Sparen ist allenthalben zu spüren. Wo diese Sparsamkeit den Zweck verfolgt, bei Verringerung der Einnahmen und Vertheuerung aller Gebrauchsgegenstände durch Einschränkung der Bedürfnisse sein Budget im Gleichgewicht zu erhalten, ist sie nur zu loben und jeder Einzelne sollte gewissenhaft bestrebt sein, sich nach der Decke zu strecken, unnützen Luxus zu vermeiden und in einfacher Lebensweise Geist wie Körper gesund zu erhalten. Ein Sparen aber, das zum Selbstzweck wurde, das nur in unaufhörlicher Capitalanhäufung besteht, muss ich verdammen. Ihr behauptet, Eure Nachkommen materiell sicher stellen zu wollen — vergesst nicht, dass Ihr durch solches Scharren dem Stande ein unrühmliches Grab scharrt. Naturgesetz wie Erfahrung lehren gleichmässig, dass der Mensch einerseits nur durch unablässige Arbeit sich zu höherer geistiger und physischer Stufe erheben kann, andererseits das Träg-

heitsgesetz in sich nur durch den Zwang zur Arbeit zu überwinden vermag. Sobald daher ein Stand so reich wurde, dass er — von seinen Renten lebend — nicht mehr zu arbeiten brauchte, so stellt er seine Thätigkeit ein und sogleich beginnt auch die Zeit des Niederganges.

Das beste Mittel, einen tüchtigen Adel zu demoralisiren, ihn von seiner Höhe hinabzustürzen wäre sicherlich, jedem Gliede desselben ein Capital zu überlassen, von dessen Zinsen es behaglich leben könnte und dieses Mittel wird uns gereicht, nicht etwa von einem perfiden, schlaunen Feinde, sondern von des Standes Genossen, ja von unseren Vätern selber. «Affenliebe» nennt man es, wenn eine Mutter ihr Kind mit Zuckerwerk überfüttert, weil es nach Süßigkeit verlangt, Affenliebe ist es auch, wenn Jemand seinem Sohne sagt: «Siehe, ich habe soviel Capital gesammelt, dass Du nun ohne Arbeit leben kannst.» Früher, als noch gewisse Berufe dem Adel reservirt waren, war die Gefahr des Reichwerdens in weit geringerem Maasse vorhanden. Der Officier, der Verwaltungsbeamte mochte zwar auskömmlich leben können, Schätze konnte er schwerlich aufhäufen, der Grossgrundbesitzer sogar vermochte die etwa erworbenen Capitalien auch nur zu erhalten, wenn er unablässig seine Kraft dem eigenen Grund und Boden widmete. Diese stete Inanspruchnahme der Arbeitskraft paralyisirte die Schädlichkeiten, die sonst auskömmliche Lebensstellung mit sich bringt, erhielt das Bewusstsein rege, dass nur fortgesetzte Arbeit die Früchte derselben ohne Gefahr geniessen lässt, fällt jedoch diese Nöthigung zur Arbeit fort, beschränkt sie sich bloß auf Couponabschneiden, so sind die Folgen unausbleiblich. Einen Arbeitsberuf muss jeder Edelmann haben; ein Adel, der nur von seinen Renten lebt, ist nichts nütze, wird gar bald seinen Standespflichten nicht mehr genügen können — das bedenkt, Ihr Herren Brüder, die Ihr in Verblendung Werthpapiere auf Werthpapiere häuft. Sammelt Capitalien, aber lehrt Eure Söhne mit denselben zu arbeiten zu eigenem Nutzen wie zum

Wohle des Landes, nicht das Capital allein arbeiten zu lassen, während sie selber die Hände in den Schooss legen. Von dem Ueberschusse aber vergesst nicht mitzuthellen denen, die nicht aus dem Vollen schöpfen wie Ihr; unsere Zeit treibt zwar dazu, sich selber einzuschränken, den Geldbeutel für die eigene Person fester zu schliessen, für die anderen muss er heute offener sein, als je. Es wäre ungerecht dem baltischen Adel den Vorwurf zu machen, er geize in seiner Gesammtheit mit dem Gelde, wo es gilt der allgemeinen Wohlfahrt zu dienen; die Corporationen haben zu jeder Zeit willig die Mittel hergegeben zu guten und edlen Werken aller Art und manch' schönes, herrliches Denkmal ihrer Fürsorge wird noch Jahrhunderte hindurch von ihrer Opferfreudigkeit zeugen, aber der Einzelne wie die Gesammtheit müssten die eigenen Brüder mehr fördern, als bisher. Wir könnten und müssten weit tiefer in die eigene Tasche greifen zu Standeszwecken, denn was hilft's dem Einzelnen, wenn er reicher und reicher wird, um ihn her aber Standesbrüder in Mangel und Noth moralisch verkommen und so des ganzen Adels Ansehen leidet. Das Geld ist eine gewaltige Macht, doch nur wenn es rollt und zwar in guter Bahn; nur zu anderem Gelde in den Kasten gethan nutzt's nichts, sondern beschwört nur Gefahren für die Tüchtigkeit der Erben herauf, von warmherziger Hand in richtiger Weise verwandt, wird's Segen bringen dem Geber wie dem Nehmer, dem Einzelnen wie dem ganzen Stande.

Diese oben gerügte Liebe zum Gelde unterscheidet sich wesentlich von der Liebe zum Besitz. Letztere ist durchaus nicht verwerflich, leider aber auch unter uns im Schwinden begriffen; nicht mit Unrecht wird behauptet, dass jedes Gut käuflich sei, wenn dem Besitzer nur ein recht hoher Geldpreis geboten würde. Also auch dieses Merkmal des Adels, sein zähes Festhalten an der Väter Scholle, verliert sich, verschwindet unter der Gier nach müssigem Leben. Freilich, bequemer ist's gewiss, in der

Stadt von den Zinsen des erlangten Kaufpreises zu leben, als unter heute doppelt schwierigen Verhältnissen im Schweisse seines Angesichts dem Boden eine Rente abzurufen, aber wohl den Nachkommen derer, die trotz der Ungunst der Verhältnisse weiter schaffen auf der Väter Erbe, sie werden sich durch die Arbeit Tüchtigkeit bewahren und ihr Stamm wird noch grünen, wenn jene Capitalrentner längst im Kampfe um's Dasein untergingen. In vielen Fällen haben zwar die Vorfahren durch Fideicommissstiftungen der Veräußerungslust der Descendenten einen Riegel vorgeschoben, aber wie viele «Majoratsherren» sehen wir heute ihr Erbe fremder Verwaltung überlassen und ihr Gut nur als melkende Kuh, nicht als ein anvertrautes Kleinod betrachten. Wenn ihr Vorgehen nur eine materielle Schädigung, ein Sinken der Rente nach sich zöge, so könnte man ruhig abwarten, bis pecuniäre Verluste die Nachlässigen zur Umkehr mahnten, aber hat nicht der Guts herr höhere Pflichten, harren nicht sociale Aufgaben der Lösung durch seine Hand, liegt nicht auf ihm die Verantwortung für den Bauernstand, dessen Gesammtheit doch das Mark des Landes bildet? Wahrlich, wer heute sein Gut veräussert, nur weil ihm ein hoher Kaufpreis geboten ward, verdient nicht mehr den Namen eines Edelmannes zu führen, vernachlässigt eine Pflicht die seine Geburt ihm auferlegte und wer sein Gut den Händen von Verwaltern überlässt, nicht selber die Zügel der Wirthschaft führt oder gar in die Stadt zog, macht sich gleicher Pflichtverletzung schuldig.

Ja, uns fehlt Vieles; fast Alles, was die Väter zierte, ging uns verloren und in fauler Trägheit versäumten wir Ersatz zu schaffen. Vornehmlich gebricht es uns an moralischem Muthe um einzugestehen, dass wir krank sind; ehe wir nicht in reuiger Selbsterkenntniss an unsere Brust schlagen, wird's und kann's auch nicht besser werden — gäbe Gott, dass die Prüfungen der Zeit uns die Augen öffnen über uns selbst, dann werden wir auch lernen zu thun, was uns frommt.

Was uns frommt.

Es wäre widersinnig, einem arbeitsentwöhnten, kranken, entnervten Körper Arbeit zumuthen zu wollen, auch wenn solche in ausreichendem Maasse zu beschaffen wäre, erst muss der Kranke durch zweckmässige Behandlung gesundet sein, ehe man an ihn die gleichen Anforderungen, wie an den gesunden Leib stellen darf. Wie der Arzt den Kranken, müssen auch wir uns selber behandeln, der weiteren Vererbung erworbener, übler Eigenschaften ein Ziel setzen, indem wir den Feind in uns bekämpfen, der kommenden Generation die Last der Erbsünde vom Nacken wälzen, indem wir ihrer Erziehung erhöhte Aufmerksamkeit schenken. Bei diesem Streben leite uns der Wahlspruch: «Einer für Alle und Alle für Einen», — indem wir uns selbst bekämpfen und Nächststehenden wie Fremden als gutes Beispiel dienen, nützen wir auch der Gesamtheit, wo aber bei Erziehung in Haus und Schule des Einzelnen Kräfte nicht ausreichen, soll die Corporation helfend eingreifen, sie soll ferner die Ehrenhaftigkeit durch Rüge und Strafe in Fällen der Verletzung auf der höchsten Stufe erhalten.

Die Arbeit an der eigenen Seele, der Kampf mit sich selber, stellt unstreitig die höchsten Anforderungen an die Willenskraft, erfordert eine Anspannung aller psychischen Qualitäten, die dennoch kaum vermögend ist, uns aus dem rein thierischen, nur durch Instincte geleiteten Leben emporzuziehen. Das Bleigewicht unserer animalischen Bedürfnisse und Triebe ist so gewaltig schwer, dass das auf der derzeitigen Entwicklungsstufe, der Gattung homo sapiens von Natur zu Gebote stehende Quantum geistiger Erkenntniss noch nicht im Stande ist, ein genügendes Gegengewicht zu bilden. Unrettbar sinken wir zurück in die Sphären niederer Reiche, wenn nicht eine Kraft aus höheren Regionen uns nach oben zieht, diese Kraft aber will erbetet sein von dem Höchsten, der über allen Sphären weilt. Es ist nicht

meine Absicht, hier durch eine Predigt zur Rückkehr zum Glauben zu mahnen, allsonntäglich rufen Euch ja Gottes Diener von unzähligen Kanzeln herab Christi Lehre in's Gedächtniss zurück; da Ihr jene nicht hört, warum solltet Ihr meinem Worte Beachtung schenken, aber predigen nicht die Thatsachen deutlicher als es der beredteste Mund vermöchte, dass wer Gott verliess, auch hier nicht Ruhe und Frieden geniesst? Schlagt das Buch der Geschichte auf, jedes Blatt lehrt Euch, dass ein Volk, ein Stand, dem der Glaube abhanden kam, das nicht mehr im Gebete immer wieder neue Kraft sich herabflehte, stets dem Untergange geweiht war. Das sittliche Niveau begann zu sinken, das Thierische im Menschen gewann die Oberhand und kam dann ein Sturmwind, so krachte das morsche, fundamentlose Gebäude zusammen. Cultur und Civilisation haben uns manchen Fortschritt gebracht, ob wir aber auch in seelischer Beziehung in historischer Zeit fortgeschritten sind, ist doch immerhin zweifelhaft. Zwar weist man uns auf die Milde- rung aller Sitten hin, doch ich fürchte, dass das Thierische nur verfeinert wurde, aus seiner Isolirtheit heraustretend ein Bündniss mit dem Geiste schloss, diese Alliance aber zur Unterjochung des Bruders zu benutzen sucht. Mancher sogenannte «geistige» Genuss hat doch nur einen crass materiellen Kern, den das scharfe Auge gar leicht unter dem Zuckerguss der Civilisation entdeckt. Lösen wir darum diese unnatürliche, verderbenbringende Alliance, befreien wir uns von dem Wahne, wir seien schon genügend vergeistigte Wesen und wenden wir uns wieder ohne Rückhalt der Quelle zu, aus der den Vätern Stärkung floss, die auch uns allein seelische Kräfte zu spenden vermag.

Diese Kraft, uns zur Erkenntniss des eigenen Ich's führend, macht uns auch erst recht geschickt zur Erziehung unserer Kinder. Die eigenen Fehler sind es ja zumeist, die wir in abgeschwächter oder potenzirter Form in ihnen wiederfinden, zu ihrer Bekämpfung wird uns Selbsterkenntniss und Selbsterziehung eine bessere Waffe sein, als alle

pädagogischen Lehrbücher. Ueber die Kindererziehung ist viel geschrieben worden, — zu viel möchte man meinen, obschon das Thema schier unerschöpflich ist. Auch die besten einschlägigen Schriften weisen den schlimmen Fehler auf, dass in ihnen irgend eine «Methode» der Erziehung angepriesen wird, während doch jedes Kind nach einer eigenen Methode, die seiner Individualität angepasst wurde, geformt werden muss. Auch die Luft unserer Kinderstuben ist verseucht vom Gleichmachungsbaccillus; zwar dürfte der oberflächliche Beobachter zur Annahme geleitet werden, es läge dieser, auf allen Gebieten hervortretenden Nivellirungssucht ein instinctiver Trieb zu Grunde, wir trieben unbewusst oder gar widerwillig einem Communismus zu, der dennoch einen Fortschritt bedeute, da die Natur selber zu ihm dränge, aber ich glaube doch, dass die Entwicklung des Individuums nicht der Gattung Naturzweck sei. Ich stehe mit dieser Ansicht vielleicht vereinzelt, aber nicht allein da, kann mich vielmehr auf das Urtheil des grössten Menschheitskenners der Gegenwart, des Italieners Mantegazza, berufen, der, den Specialisirungstrieb der Natur auf des Menschen Zukunft anwendend, die Steigerung der Individualität erwartet. Die Natur wird ihre Ziele verfolgen und erreichen, ob wir hochmüthigen Menschlein uns auch dagegen sträuben, diese zwecklose Auflehnung gegen das Naturgesetz, sein Verachten kann aber wol im Einzelfalle zur Folge haben, dass die von uns durch solch' rebellisches Thun geschaffenen, naturwidrigen Geschöpfe als untauglich bei Seite geworfen, ja zertreten werden, hüten wir uns darum vor der Gleichmacherei, pflegen wir vielmehr schon im Kinde das Individuum.

Es ist traurig zu sehen, wie häufig Wahrheiten, die klar und offen zu Tage liegen, verkannt werden. Wir errichten Specialistenschulen aller Art, wir sehen uns oft genöthigt, schon des kurzbehosten Buben einstigen Beruf zu bestimmen, ohne seine Neigung, seine Fähigkeiten zu kennen, nur damit er schon früh seinen Specialbildungsgang

beginnen kann, aber wer denkt daran, dass der Adel, der Geburtsstand, angestammte Berufe hat, zu denen ihn auch nur eine besondere Erziehung tüchtig machen kann. Es gab eine Zeit — sie ist glücklicher Weise vorüber — wo man dem jungen Edelmann womöglich des Knechtes Sohn zum Spielgefährten gab, damit ersterer nur ja nicht «hochmüthig» werde, ich glaube kaum, dass solche «Liberalität» irgend Jemand genützt hat. Des Edelmanns Sohn soll und muss in der Tradition erzogen werden, er muss frühzeitig erfahren, dass er dem ersten Stande angehört, dass aber die Wappenträger mehr als andere verpflichtet sind in jeglicher Hinsicht als leuchtendes Beispiel zu dienen. Nicht unbegründet ist die Klage, dass es den lebenden Generationen an Pflichtbewusstsein fehlt — hätte man den Knaben schon gelehrt, dass die perlengeschmückte Krone dem Träger Pflichten auferlegt, so würden die Männer ihrer Pflicht nicht vergessen haben. Es zeugte von Beschränktheit und Misskennung des ständischen Wesens, wollte man verlangen, dass der junge Edelmann ängstlich vor jedem Umgange mit Knaben aus anderen Gesellschaftsklassen gehütet werde, dass er gar darum nicht öffentliche Lehranstalten besuchen solle, aber man ver falle auch nicht in's entgegengesetzte Extrem. Achtung vor jedem Stande soll dem Knaben frühzeitig gelehrt werden, dem Volke, das er einst führen soll, muss er als Kind schon nahe treten, aber in der Hütte des Bedürftigen, im Heim des Arbeiters, an des Vaters Seite soll er es kennen lernen, nicht in Balgereien mit den Bauernknaben, nicht in Fraternität mit schon meist vom Geiste der Halbbildung angehauchten Schulgenossen. Des Volkes Feingefühl urtheilt auch in solchen Fragen oft richtiger, als wir trotz unseres gerühmten zarteren Empfindens. So hoch es den Edelmann schätzt, der ihm Vater, nicht bloß «Herr» ist, so streng tadelt es den Höherstehenden, der sich auf die gleiche Stufe mit ihm stellt, Cordialität für nöthige Leutseligkeit hält.

Die obenerwähnte «Tradition», in der des Edelmanns Sohn erzogen werden soll, umfasst nicht bloß die Geschlechtssagen, die Familiengeschichte, die Kenntniss der Thaten der Ahnen, sie erstreckt sich viel weiter. Des ganzen Standes Entwicklung, sein Aufsteigen, sein Niedergang, seine Ruhmesthaten, wie die dunklen Flecken in seiner Vergangenheit sollen dem heranwachsenden Knaben in passender Form vorgeführt werden; unwillkürlich wird damit des ganzen Volkes Geschichte vor ihm aufgerollt und an den Beziehungen seiner Vorfahren zur Nation soll er lernen, was er selber einst thun und lassen soll. Vatermund soll ihn lehren den wahren, tiefen Sinn des «noblesse oblige» zu verstehen, Vaterwort ihn fort und fort mahnen an die Thaten, die einst das Volk von ihm heischen wird.

Ich bin an einen sehr wunden Punkt der Erziehungsfrage gelangt. Die meisten Väter, in gänzlicher Verkennung ihrer Aufgabe und Pflicht, kümmern sich bei uns meist herzlich wenig um ihrer Söhne Erziehung; höchstens, dass sie bisweilen, wenn der Mutter Autorität nicht ausreicht, die Sprösslinge durchkarbatschen, ihnen später den ersten Reit- und Schiessunterricht geben und ihnen beim Abgange zur Universität den weisen Rath ertheilen, keine Schulden zu machen. Wie sollen die Kinder zu solchen Vätern Vertrauen haben, die nicht schon in der Jugend ihre Freunde wurden, wer will von ihnen späterhin geistige Regsamkeit, «Interessen» verlangen, wenn nicht der Vater sie zu wecken verstand. Oder soll es die Mutter thun? Deren Bildung dürfte heute wenigstens kaum dazu ausreichen, aber auch bei genügenden Kenntnissen dürfte ihr der auf's Ganze gerichtete Blick des Mannes stets fehlen. Oder ist hierzu der Lehrer, die Schule berufen? Durchaus nicht; in der Schule sollen Kenntnisse erworben werden, das Verständniss muss dem Knaben von anderer Seite geliefert werden. Ich glaube mich in diesem Punkte zu manchem Pädagogen in Widerspruch zu setzen, doch ich muss —

gerade um der Schule willen — davor warnen, ihre Ziele zu hoch zu stecken. Im Massenunterricht, bei dem gewaltigen Schulprogramm der Gegenwart wäre es unberechtigt, von dem besten Pädagogen mehr zu verlangen, als dass seine Schüler möglichst kenntnissreich von ihm gingen. Auch das schärfste Auge des Lehrers vermag oft nicht zu erkennen, ob wirkliches Verständniss des Gelernten vorhanden ist, kommt er aber auch, auf Grund besonderen Scharfblicks zu dieser Erkenntniss, so fehlt ihm, im Falle der Zögling ihn nicht verstand, doch die nöthige Zeit zur Erweckung des vollen Verständnisses. Häuslicher Unterricht, wo die so störende Zeitbeschränkung fortfällt, ersetzt ja vielleicht zum Theil den Ausfall des väterlichen Unterrichts, dennoch stelle ich das stricte Verlangen an jeden Vater, der es ernst nimmt mit seiner Söhne Erziehung, dass er mitarbeite, mitlerne mit seinen Knaben. Kaum Einer wird Zeitmangel als triftigen Entschuldigungsgrund anführen dürfen, eine regelmässige Plauderstunde am Abend wird vollauf genügen, um soweit als nöthig mitthätig am Unterrichte theilzunehmen, seinem Gange zu folgen. Je mehr aber der Sohn heranwächst, der Knabe zum Jüngling wird, desto lebendiger soll sich der Verkehr zwischen ihm und dem Erzeuger gestalten. Der Vater soll den Sohn in das Leben der Gegenwart einführen, wie er ihm den Einblick in die Vergangenheit eröffnete, der Vater soll mit dem Sohne in der Presse den Gang der Ereignisse verfolgen, nicht den Knaben, ihn sich selbst überlassend, am Vermischten und Localen seinen Geschmack bilden lassen. Die Lectüre des Knaben soll überhaupt durchaus vom Vater geregelt werden, die Mutter wird ihm nur zu leicht allzu lange Märchenbücher und die bekannten Geschichten von «frommen Knaben» als einzige geistige Nahrung reichen. Der einstige Mann muss nicht zu spät auch die dunklen Seiten des Lebens kennen lernen, aber nur der Vater wird in dieser Hinsicht die richtige Mittelstrasse einzuschlagen wissen.

Findet sich ein derartiger freundschaftlicher Verkehr zwischen Vater und Sohn schon selten genug, so überlässt man wol in allen Fällen die religiöse Erziehung gänzlich der Mutter. Der erste Unterricht in der christlichen Lehre möge ihr immerhin bleiben, der Vater hätte zum wirklichen Stundenerteilen wol kaum die nöthige Musse, aber warum nicht beide Ehegatten abendlich mit den Kindern beten, ist mir unverständlich. Glaubt mir, Ihr Väter, in dieser Vernachlässigung, in dem schier geflissentlichen Vermeiden auch mit den grösseren Knaben religiöse Punkte zu berühren, liegt eine grosse Gefahr. Bedenkt, dass dem Knaben, der im Gefühle körperlicher Ueberlegenheit überhaupt das Ewigweibliche niedrig schätzt, gar leicht der Gedanke aufsteigt, die gepredigte Lehre sei doch wol «unmännlich», da er den Vater sie so selten im Gespräch berühren sieht. Unwillkürlich beginnt er sich der Religion fast zu schämen, er glaubt sich durch Berühren dieses Themas als weibisch darzustellen, da er Männer so selten, fast nie, nur Frauen von Gott reden hört. Ich fürchte, spätere Gleichgiltigkeit wurzelt öfter als gemeint in diesem Unterlassen des Vaters, schon dem Knaben selber die Hände zu falten. Die Mutter wird, ihrem weiblichen Charakter entsprechend, es auch leichter in der Lehrweise versehen, die dem Knaben gegenüber eine andere sein soll, als der zukünftigen Jungfrau. Frischer, starker, kampfesfreudiger Glaubensmuth wird leichter vom Vater dem Sohne eingeimpft werden, während die zur Entsagung geneigten Frauen — selber gar oft zur Kopfhängerei inclinirend — den Knaben leicht durch übertriebenes Betonen der Pflicht zu dulden, zum Widerspruch reizen können. Die Frau soll und mag sich biegen im Sturm, der Mann muss aufrecht stehen im Wetter, auf die Gefahr hin zu brechen.

Ich reassumire mein Verlangen: Die Väter sollen sich mehr als bisher der Erziehung annehmen, sollen mit ihren Söhnen leben und lernen, dann nur können und werden letztere in wahrer Tradition erzogen, wahre Edelleute

werden. Diese Standestradi-tion kann ihnen Niemand lehren als der Vater, was sie umfasst, habe ich oben dargelegt. Ja, sind denn aber die modernen Väter auch die Träger dieser Tradition, werden sie geschickt sein zu der grossen Aufgabe, deren Lösung ich von ihnen verlange? Gewiss nicht alle, zur Zeit vielleicht nur wenige, aber versuchen sollen sie es, ihre Kinder lehrend werden sie selber lernen und die Elternliebe wird rasch ihren Blick schärfen für des Kindes Bedürfnisse und Eigenthümlichkeiten. Lasst's nur wieder zur Tradition werden, dass der Vater des Buben erster Lehrer, des Knaben bester Kamerad, des Jünglings treuester Freund ist, so wird der Erfolg nicht ausbleiben und schon in der nächsten Generation werden die Früchte Eurer Mühe zu Tage treten.

Soll ich auch von unseren Töchtern sprechen? Es gehörte sich wohl, denn sie sind ja die Mütter der kommenden Generation und grosse Aufgaben harren ihrer. Es ist aber seit Kurzem in unseren Landen so viel von Frauenerziehung, Frauenemancipation etc. geredet und geschrieben worden, dass ich mich auf ein paar Worte beschränken will.

Soll das Mädchen auch in erster Linie zur künftigen Hausfrau und Mutter erzogen werden, so kann auch sie Abends, über den Strickstrumpf gebückt, des Vaters Rede lauschen oder verständliche, wissenschaftliche oder historische Lectüre mitanhören. In die Classiker muss sie aber auch womöglich der Vater einführen, sie ihr, wie den Knaben erklären, später erst, bei gereifterem Verständniss, mag sie sie selber lesen. Leider gehören fast alle classischen Sachen zu den verbotenen Früchten; höchstens wird das eine oder andere Drama mit sinnentstellenden Auslassungen von der Gouvernante vorgelesen, später muss das arme Wesen sich mit zwar «unschuldiger» aber auch seichtester Romanlectüre behelfen, ob's dabei geistig verhungert — wen kümmert's?

Also unsere herrlichen Klassiker sind verpönt, Goethe's Faust verketzert, Shakespeare in den Bann gethan, jede Wissenschaft den Mädchen vorenthalten, weil «Unpassendes» d. h. Natürliches vielleicht darin berührt wird, aber die idiotisirend wirkenden Romane aller Zeiten und Zungen betrachtet man als «passende» Mädchenlectüre. Genug davon; bessere Männer als ich predigten seit Jahrzehnten vergeblich gegen diese aberwitzige Erziehung, eine Aenderung wird erst eintreten, wenn wiederum die Väter sich mehr ihren Kindern widmen werden. Wir sträuben uns nach Kräften gegen die Emancipation der Frauen, aber lassen in der Praxis alle von ihnen gepflegten Thorheiten in Mode und Erziehung duldend über uns ergehen.

Zu Blaustrümpfen will ich natürlich unsere Töchter durchaus nicht erzogen sehen, ebensowenig, wie ich ihnen Zola's «Les Rougeon — Macquart» zur Lectüre empfehlen kann; man muss eben auch hier die richtige Mittelstrasse wandeln, sie ist angedeutet in Goethe's Tasso, wo der Dichter die Prinzessin sagen lässt:

«Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen»,

«Dass ich verstehen kann, wie sie es meinen.»

Auf geistigem Gebiete soll die Frau garnicht productiv thätig sein, da ihr die Natur nun einmal die hierzu nöthigen Fähigkeiten versagt hat, aber die receptive Seite ihres Verstandes muss in weit höherem Maasse, als bislang üblich, ausgebildet werden. Die Gegner der Frauenemancipation, zu denen ich mich auch zähle, fürchten mit Recht, dass der Frau «Weiblichkeit» Schaden nähme, wenn den Anschauungen und Forderungen der «Frauenbefreier» Rechnung getragen würde, aber auch die Frau ist zur Mitarbeit an der Lösung der socialen Frage berufen, darum vermeide man jede Einseitigkeit in der Erziehung der weiblichen Jugend, lehre sie in der Hütte des Armen, im Heim des Arbeiters mit Rath und That zu wirken. Hierzu aber bedarf sie eines klaren, offenen Auges für die Welt und ihre Gebrechen, einer Summe von Kenntnissen, die sie nimmer aus Henry Gréville's

Romanen schöpfen kann. Jene werden auf den Geist einschläfernd, narcotisirend wirken, nie jedoch als stimulantia, deren jegliches Gehirn bedarf. Ihr Mütter, prägt die oben citirten Verse des Altmeisters unserer Dichtkunst recht tief in Eure Herzen, lasst sie Euch immer vor Augen schweben, so wird geistige Regsamkeit Eure Töchter zum Kampfe um's Dasein geschickt machen, wenn auch nicht der schützende Hafen der Ehe sie aufnimmt. Wahre Geistesbildung, die offenen Auges die Welt und ihre Fallstricke zu erkennen ermöglicht, wird nie zur «Unweiblichkeit» führen, sondern das Mädchen erst recht geschickt machen zur einstigen Gefährtin eines Mannes. Der Mensch, soll er zum Menschen werden, bedarf allseitiger Ausbildung seiner Fähigkeiten; Kochmaschinen und Salonpuppen sind in gleicher Weise «unweiblich» zu schelten, wie ihre blaustrümpflichen Schwestern.

Getreu meinem Vorsatze, habe ich mich auf allgemeinste Rathschläge betreffs Erziehung der adligen Jugend beschränkt. Wie schon Eingangs bemerkt wurde, beherrscht mich die Idee, dass jedes Kind, als eines eigengearteten Individuums, einer besonderen Erziehung bedarf, speciellere Anweisungen über die Art derselben dürften daher immer unverwendbar sein. «Wie man Kinder erziehen soll», lässt sich in detaillirter Weise gar nicht beschreiben, wol mangelt es aber an guten Büchern, die uns praktische Erfahrungen von Eltern mittheilen. Intelligente Väter, begabte Mütter würden durch etwa unter dem Titel «Wie ich meine Kinder erzog» herausgegebene Bücher der gebildeten Welt grosse Dienste leisten.

Meine Worte haben in erster Reihe den Zweck, diejenigen meiner Standesgenossen, auf denen Elternpflichten ruhen, zur Ausdehnung und Vertiefung derselben anzuregen. Je grössere und härtere Anforderungen die Zeit an uns stellt, je umfangreicher müssen auch unsere Bemühungen werden, ihnen zu genügen. Die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten ist von eminenter Bedeutung, basiren aber

muss sie stets auf den Charaktereigenthümlichkeiten des Kindes. Nur wenn Geist und Charakter im Gleichgewicht zu einander stehen, können sie in harmonischem Concert wirken, — was hilft Geistesgrösse z. B., die mit Charakterschwäche gepaart ist, solch' Individuum wird nie etwas leisten, keinem Sturme zu widerstehen vermögen. Um jedoch für das einzelne Kind Maass und Art der Geistespflege richtig wählen zu können, bedarf es einer gründlichen Kenntniss seines Charakters, eingehendste Beschäftigung des Vaters mit seinen Kindern ist daher das erste Verlangen gewesen, das ich stellte.

Kein fremdes Auge wird so leicht, so sicher des Kindes Charakter erkennen, als der Erzeuger; sind es doch, wie schon einmal gesagt, meist eigene Fehler, eigene Vorzüge, die im Sprössling hervortreten. Mancher Vater glaubt heute gewiss aufrichtigen Herzens, dass er sich genügend der Erziehung seiner Kinder annimmt, während er doch blos sie aus der Ferne leitet. Mitleben sollt Ihr mit Euren Knaben und Mädchen, mitarbeiten, wenn nöthig, mitlernen, nur auf diesem Wege könnt Ihr zur rechten Erkenntniss der Beanlagung Eurer Kinder gelangen, nur auf Grundlage solcher Kenntniss ist eine wirkliche «Erziehung» möglich. Habt Ihr Euch genügend über die moralischen und intellectuellen Qualitäten Eurer Kinder unterrichtet, so bedenkt auch, dass einst dieselben zur Erfüllung gewisser Standesplichten berufen sind. Die Keime der Fähigkeiten zur Lösung dieser Standesaufgaben, zur wahren Bethätigung des «noblesse oblige» schlummern in ihnen, pflegt diese Keime sorgsamst, lasst sie erstarken unter Eurer schirmenden, sorgenden Hand, seid stets eingedenk, dass gewisse Raceeigenthümlichkeiten gewahrt bleiben müssen, wenn die Race leistungsfähig sein soll, kurz erzieht Eure Knaben wie Mädchen in der wahren, edelmännischen Tradition. Das Kind, welches schon früh zum Bewusstsein gelangte, dass aus wappengeschmückter Wiege stammende Erdensöhne zu harter Arbeit, zu schwerer Pflichterfüllung

berufen sind, dass sie mehr zu leisten haben wie andere, weil ihnen mehr gegeben ward, wird zum rechten Edelmann heranwachsen, zum Führer der Unmündigen, zum Helfer der Schwachen. Hochmuth und Dünkel wird nimmer solche Erziehung erzeugen, Edelleute aber, die ihrer theilhaftig wurden, werden den Stolz nicht des Standes allein, auch des ganzen Landes bilden.

Es sind wahrlich nicht geringe Anforderungen, die ich an die Eltern unserer adligen Jugend stelle, namentlich von den Familienvätern fordere ich eine Summe von Verständniss, Aufopferungsfähigkeit und erzieherischen Takt, die um so grösser erscheint, als der Mann — von Berufsgeschäften tagsüber in Anspruch genommen — in ein paar kurzen Abendstunden mehr und Schwierigeres leisten soll, als die Mutter oder der Lehrer im Laufe des ganzen, langen Tages. Vergessen wir jedoch nicht, dass aussergewöhnliche Zeiten aussergewöhnliche Anstrengungen erfordern; spannen wir nicht alle uns verfügbaren Kräfte auf's Aeusserste an, leistet nicht jede unserer Gehirnfibern das höchste Arbeitsquantum, so schwindet jede Hoffnung, dass die kommende Generation wieder tüchtig werde zur Arbeit.

So Gott will, werden wir uns aufraffen in letzter Stunde, was wir selber versäumten, an den Kindern gut machen, sollte aber in der nächsten Generation, die heute noch in den Windeln ruht, der Stand regenerirt erscheinen, so können wir wol aufathmen wie der Genesende nach langer Krankheit, aber die Frage «was frommt uns nun?» ist noch immer nicht erschöpfend beantwortet.

Ward auch der Körper gesund und arbeitsfähig, so fehlt's doch an Arbeitsgelegenheit. Unser Ländchen ist zu enge geworden für alle die Arme, die sich regen sollen und wollen, wer Capital sein eigen nennt, findet zwar noch weite Gebiete zu segensreichster und lucrativster Thätigkeit, aber alle — und sie bilden bald schon die Mehrzahl — die eines Amtes mit festem Gehalt, eines gagirten Berufes bedürfen um des Brotes willen, finden in der engen Heimath

nicht mehr wie einst einen sicheren, ständigen Wirkungskreis. Aber wohin? In allen alten Culturländern wird ein Concurrenzkampf geführt, dessen Schärfe die höchsten Grade erreicht hat, auf allen Berufsgebieten übersteigt das Angebot von Arbeitskräften die Nachfrage, wie darf der Fremdling, der ohne Protection, sogar ohne gleichwerthige Waffe der Specialbildung das Ringen aufnimmt, erhoffen, als Sieger aus ihm hervorzugehen? Die neuen Culturländer bieten allerdings noch günstigere Chancen, ja colonisatorischer Thätigkeit, diesem echt edelmännischen Berufe, harren noch unermessliche Strecken in Afrika und Asien, aber auch der Befähigte, der sich ohne von Capital unterstützt zu sein, jenen Gegenden zuwendet, ist gar leicht gezwungen durch seiner Hände härteste Arbeit sein Brot zu verdienen. Arbeit schändet Niemanden, der Edelmann, der redlich als Steinklopfer seine Nahrung erwirbt, da die Noth ihn hierzu zwang, ist nicht minder ehrenwerth, als sein latifundienbesitzender Standesgenosse, aber wünschenswerth ist's doch nimmer, dass durch solchen Zwang höhere, geistige Kräfte brach liegen müssen, Edelleute in immer grösserer Zahl den angestammten Berufen entzogen werden. Der Edelmann ist, wie ich zeigte, schon durch erbliche Veranlagung zu gewissen Berufen geschickt, diese Anlagen machen ihn aber zu manch' anderer Thätigkeit geradezu untauglich; zwingt ihn nun die Noth, solche zu ergreifen, so wird er gar leicht, trotz Fleiss und Streben, von der Concurrenz an die Wand gedrückt werden. Wir sehen heute die Söhne unseres Stammadels in grosser Zahl sich den Realwissenschaften zuwenden, dem Ingenieurfache, der Chemie, der Medicin und so weiter — wer kann's ihnen verübeln, manch' einer von ihnen wollte wol gerne in der Väter Weise fortwirken, doch die Wege sind versperrt, die Sorge um die Zukunft zwingt ihn unerbittlich dazu, neue, unge wohnte Pfade zu wandeln.

Dennoch liegt in dieser veränderten Richtung der Berufswahl eine schwere Gefahr für den gesammten Stand.

Wenn die Söhne unseres Adels einst in ihrer Mehrzahl als Techniker, Ingenieure u. s. w. — noch dazu in alle Winde verstreut — fungiren, so dürfen wir von einem Adelsstande nimmermehr sprechen. Als Geburtsstand wurden und werden wir anerkannt, weil Ererbung gewisser Fähigkeiten uns zu gewissen leitenden Berufen prädestiniren, werden die Vertreter dieses Standes diesen Berufen in weitgehendem Maasse untreu, so zerbröckelt allgemach die Basis, auf der wir fussten, wir sinken von Standesvertretern zu blossen Titelträgern herab.

Ich habe vorhin betont, dass dem Einzelnen aus solcher Abkehrung von der Väter Beruf kein Vorwurf erwächst, hier aber bietet sich ein weites Feld zur praktischen Bethätigung des zweiten Theiles des Eingangs dieses Abschnittes citirten Spruches: «Einer für Alle, Alle für Einen.» Dem Adel fast aller Länder gegenüber befinden wir uns in der bevorzugten Lage, eine geschlossene Organisation zu haben, corporative Rechte zu besitzen, eine Standschaft im wahren Sinne des Wortes zu bilden, dennoch möchte ich die Sorge um Erhaltung der jungen Edeline bei der Väter Beruf — sei es in der Heimath, sei es in fernem Lande — nicht in vollem Umfange den heimischen Adelscorporationen aufbürden. Einmal dürfte die Standschaft die nöthigen Geldmittel kaum flüssig machen können, ferner lehrt ein Blick auf die eigene Natur, in das eigene Herz die Unzulänglichkeit jedes solchen Versuches. Wir Menschen stellen auf Grund des Selbsterhaltungstriebes nun einmal das liebe Ich und seine Interessen allen übrigen Ansprüchen voran, erst wenn wir selber nach allen Seiten hin befriedigt und sichergestellt sind, beginnt fremde Sorge uns bemerkbar zu werden.

Unsere lieben Nächsten sitzen aber in unserem Herzenskämmerlein durchaus nicht bunt durcheinander, sondern sind fein säuberlich in gewisse Kategorieen geordnet.

Auf der ersten Bank sitzen Weib und Kind, Eltern und Geschwister, dann folgen die übrigen Verwandten bis

in's dritte und vierte Glied, ferner des Standes Genossen und überhaupt alle, an die uns Interessengemeinschaft kettet und so fort bis zum Stehparterre, in dem die grosse Masse wogt, aus der nur der sich gewaltsam Vordrängende oder schon in Erstickungsqual laut Aufschreiende beachtet wird. Wer darum weitere Kreise zu einheitlicher, opferheischender Action bewegen will, muss die Grundeinheit der Organisation möglichst niedrig wählen, von peripherisch möglichst enger Basis ausgehen, des ganzen Standes Genossen stehen dem Einzelnen aber doch zu fern, als dass er für sie zu wirklichen Opfern bereit wäre. Wir sahen im Herzen des Einzelnen die Familie den ersten Platz behaupten, auch innerhalb dieses engeren Rahmens findet man zwar zahlreiche Grade der Interessebethätigung, aber die Hoffnung ist dennoch gerechtfertigt, mit der Zeit den Familiensinn soweit erstarken zu lassen, dass der Namensvetter im Herzen etwa den gleichen Rang behauptet, wie der leibliche, auch durch persönliche Freundschaft nahestehende Cousin. Wenn irgend ein Mittel geeignet erscheint, die durch materielle Noth dem Stande erwachsenden Gefahren, wie die Abwendung von der Väter Beruf etc., zu beseitigen, die schädlichen Folgen des Verlassens der Heimath zu paralysiren, kurz dem ganzen Stande neues Leben einzuhauchen, so sind es unzweifelhaft die Geschlechtsverbände.

Der Familiensinn ist in den letzten Jahren bedeutend erstarkt, Geschlechtsgenossenschaften bildeten sich in recht erklecklicher Anzahl, so tröstend dieses beginnende Erwachen aber auch ist, so freudigen Ausblick es in die Zukunft erlaubt, will ich's mir doch nicht versagen, zu noch erhöhter Thätigkeit in dieser Richtung anzuspornen. Es ist die Pflicht aller Einsichtigen — und jede Adelssippe dürfte doch solche aufzählen können — dahin zu wirken, dass in wenigen Jahren jedes Geschlecht sich zu einem festgefügtten Verbande organisirt hat, der thunlichst alle Familienglieder in Nähe und Ferne

umfasst. Eine doppelte Aufgabe fällt diesen Verbänden zu. Einmal sind sie in erster Linie dazu berufen, ihre Glieder in moralischer Hinsicht zu stützen und zu leiten. Die Adelscorporationen haben — mag ihnen das Recht der Rüge auch zustehen — doch meist nur die Möglichkeit des Einschreitens, wenn ein Glied gegen Ehre und Sitte in einer Weise verstieß, die seine Ausstossung aus der Standschaft als geboten erscheinen lässt. Die Corporation kann auf den Einzelnen gar nicht erzieherisch wirken, jeder Erziehungsversuch, beispielsweise eine offizielle Rüge, wirkt von ihr ausgehend schon als Strafe, die oft noch gar nicht geboten erscheint, die Familien-genossenschaft kann aber wol den Wandel ihrer Glieder tadeln unter Wegfall der demüthigend wirkenden Oeffentlichkeit der Rüge. Leichtsinnes Thun und Treiben eines Edelmanns kann ferner vor dem Forum der Landesversammlungen kaum verurtheilt werden, wenn nicht bestimmte Anklagepunkte vorliegen, der Geschlechtstag, der Familienrath kann aber wol schon früher warnend seinen Genossen auf besseren Pfad zu leiten suchen. Ich bin überzeugt, manches Reis von edlem Stamme wäre nicht verdorrt, hätte nicht endlich schonungslos abgehauen werden müssen, wenn zeitig den Verirrten ein Mahnruf zur Besinnung gebracht hätte.

Wol alle Geschlechtsverbände haben solche Ueberwachung des sittlichen Werdens und Wachsens ihrer Glieder auch als Hauptaufgabe erkannt und dieser Erkenntniss in bestimmten Paragraphen Ausdruck gegeben, ich möchte nur an alle die Berufenen die recht herzliche Bitte richten, in praxi nicht zurückhaltend mit ihrem Mahnwort zu sein. Auch im engen Familienverbande scheut man sich bislang allzusehr mit offenem Wort an den irrenden Bruder heranzutreten, fürchtet ihn zu verletzen; nun, letzteres soll ja auch durchaus vermieden werden, aber schweigen, wo man reden sollte, kann dem Schwankenden selber zum Unheil gereichen und fiel er — wen

trifft die Verantwortung? Was die Formulirung der Rüge anbetrifft, so erfüllt dieselbe ihren erzieherischen Zweck wol am sichersten, wenn sie nach der in der Bibel empfohlenen Art ertheilt wird. Zunächst möge der, welcher das Straucheln des Bruders bemerkte, ihn warnen «zwischen ihm und sich allein», wenn's nicht fruchtet, durch die «Aeltesten», hier also den Familienrath, das Präsidium oder dgl., dann erst vor und durch den versammelten Familientag.

Ich bin überzeugt, dass bei richtiger, taktvoller Handhabung der pädagogischen Competenzen seitens der Geschlechtsverbände, die Zahl der Anklagen gegen Standesgenossen bei den Corporationen bald sich bedeutend verringern dürfte, ich gehe aber so weit zu verlangen, dass selbst ein Genosse, der des Indigenats verlustig ging, nicht eo ipso gänzlich aus dem Geschlechtsverbande ausgestossen werden sollte. Sitz und Stimme möge er verlieren, aber immer noch muss die Familie bestrebt sein, den Fallenden aufzurichten; bleibt er ganz verlassen, sieht er keine Möglichkeit sich je zu rehabilitiren, so wird er meist ganz verloren gehen, bleibt ihm sein Geschlecht aber wachend und helfend zur Seite, so wird er vielleicht zu nochmaliger Auffassung veranlasst, die ihn sittlich retten kann. Beweist er im Laufe von Jahren seine innere Wandlung zum Guten, stellt ihm die Geschlechtsgenossenschaft nach langer Beobachtung oder eingehendster Informirung laut und offen ein Rehabilitationszeugniss aus, so wird er auch die Achtung seiner Standesgenossen wieder gewinnen; die Möglichkeit einer Rückerlangung der Indigenatsrechte kann ihm ja schwerlich gewährt werden, aber den Kopf soll er wieder hoch tragen dürfen, wenn er wirklich ein neuer, besserer Mann wurde.

Ein weiteres anzustrebendes und erreichbares Ziel der Geschlechtsverbände ist die Erhaltung des Familiensinnes, der adligen Tradition bei den fern von der Heimath weilenden Gliedern. Gerade wir baltischen Edelleute, die an eine gewisse Leitung durch die Corporation gewöhnt waren, fallen

desto leichter, vergessen rascher des Sinnes der Väter, sobald uns der Halt seitens der Gesammtheit fehlt. Da kann der Familienverband Wandel schaffen; sein Glied bleibt allein durch Mittheilung der Beschlüsse der Genossen, durch Zahlung seines Jahresbeitrages in einem gewissen Connex mit dem Geschlechte, dem es entspross, das Bewusstsein, im Falle von Vergehen vom Verbande, von persönlich ihm Nahestehenden gerügt zu werden, giebt Manchem mehr Halt, als wenn er nur Gefahr läuft, von der Landesversammlung, deren Glieder ihm meist fremd sind oder fremd wurden, gerichtet zu werden. Auch die Gewissheit, im Falle der Noth stets hilfsbereite Hände geöffnet zu finden, wird ihn in verzweifelter Lage vielleicht oft von Abwegen zurückhalten.

Nicht minder segensreich kann der Geschlechtsverband auf materiellem Gebiete wirken, ja die beschleunigte Errichtung von Genossenschaften befürworte ich in erster Linie aus Gründen realer Natur. Da trete ich wieder mit der Bitte vor die Standesbrüder hin: thut mehr als bisher, scheut selbst vor thatsächlichen Opfern nicht zurück; es handelt sich um den ganzen Stand, sein Gedeihen oder Verblühen hängt davon ab, ob Ihr in den nächsten Decennien Alles thatet, was in Euren Kräften stand in geistiger, aber auch in materieller Beziehung. Lebten wir in einer Zeit, wo nur Sorge um das Wohl ferner Enkel zur Sammlung eines Familienvermögens treibt, so könnten wir ja ruhig uns mit kleinen Beiträgen abfinden, deren Summirung und Capitalisirung einst ja auch einen stattlichen Schatz ergeben wird, aber es handelt sich nicht um die Kinder des 21. Jahrhunderts, sondern um die kommende, nächste Generation, die schon in Wiegen schlummert. Ihr Schicksal wird entscheiden über Bestehen oder Vergehen des Standes, ihr daher nach Kräften die Wege zu ebnen, ist unsere Pflicht, wehe uns, wenn wir sie versäumen! Durch Erziehung müssen wir dem reifenden Geschlecht erhöhte Leistungsfähigkeit zu sichern suchen, es wieder tüchtig machen zur Arbeit,

aber wenn es dann Umschau hält nach Gelegenheit zu solcher, müssen wir ihm die Möglichkeit gewähren, in der Majorität seiner Vertreter der Väter Berufen, des Adels Berufen treu zu bleiben, damit der Stand als solcher erhalten werde — ob der Einzelne dann in der Heimath wirkt, ob er in Afrika Plantagen baut, ist nebensächlich. Freilich dürfen wir ja nicht erhoffen, dass trotz aller Anstrengungen nach etwa zwei oder drei Decennien, die Geschlechtsverbände allen berechtigten pecuniären Ansprüchen genügen werden, aber «das Unsere» müssen wir dazu thun, also weit mehr, als bisher.

Die meisten Familiengenossenschaften stipuliren ausdrücklich in ihren Statuten, dass die Höhe des Jahresbeitrages dem Ermessen des Einzelnen überlassen bleiben soll. Man ging hierbei von der richtigen Erkenntniss aus, dass feste Beiträge entweder zu einer ungleichmässigen Belastung der finanziell doch sehr verschieden gestellten Verbandgenossen führen, oder aber, bei niedrigem, auf die Verhältnisse der Unbemittelten zugeschnittenem Ansätze, eine allzu geringe Jahreseinnahme verursachen würde. Diese Bedenken waren durchaus gerechtfertigt, leider aber paralyisirte die Betonung der Freiwilligkeit der Beiträge nicht die erkannten Gefahren, da durch Festsetzung eines Minimalbeitrages man auf Umwegen dennoch zu fixen Jahresleistungen gelangte. Man hatte wieder einmal versäumt, mit dem menschlichen Herzen und seiner Trägheit zu rechnen. Die ursprünglich nur als Minimalbetrag fixirte Summe sehen wir alsbald von den Meisten als regelmässige Jahresquote gezahlt werden, Reiche wie Arme, Begüterte und Unbemittelte zahlen jährlich 10 oder 5 Rubel und glauben ernstlich mit dieser Leistung dem Verbandinteresse Genüge gethan zu haben. Es wäre unzweifelhaft praktischer gewesen, gar keine Minimalgrenze des Beitrages zu schaffen, dann hätte der Wohlhabende neben des Unbemittelten blauen Schein eher einen grösseren gelegt als heute, aber auch dieser Modus hätte nicht genügt, ein wirklich schnelles

Wachsen der Familienvermögen zu Wege zu bringen. Ich habe selbst vorhin mit freudigem Wort das unzweifelhafte Erstarken des Familiensinnes begrüsst, aber Selbstüberschätzung wäre es, zu wännen, dass sich heute schon das volle Verständniss für die Aufgaben und Ziele der Geschlechtsverbände überall fände. Wir schritten zu ihrer Gründung, da wir ihre Bedeutung für die einzelnen Adelsippen wol erkannten, aber wir müssen uns dessen bewusst werden, dass sie vielleicht das einzige Rettungsmittel für den ganzen Stand sind, dass ihre Ausbildung und Erstarkung mit allen Kräften zu betreiben ist, da gar bald schon weitgehendste Anforderungen an sie gestellt werden dürften. Der Egoismus treibt uns immer wieder dazu, uns in den materiellen Beiträgen zur Bildung eines Geschlechtsvermögens thunlichst zu beschränken, ein gewisser, auf Paragraphen des Statuts basirender Zwang zur weiteren Aufsperrung unseres Geldbeutels, dürfte daher noch auf lange hinaus nöthig sein. Ein Verband, dessen Glieder freiwillig nach Kräften und Vermögen zum materiellen Erstarken der Genossenschaft beitragen, dürfte der idealen Auffassung von den Pflichten der Verbandglieder allerdings am meisten entsprechen, praktische Erwägungen müssen aber dazu führen, durch zweckmässige Bestimmungen die Höhe des Beitrages von der Leistungsfähigkeit des Einzelnen abhängig zu machen. Eine freiwillige Besteuerung der Einkommen dürfte diesen Zweck am vollkommensten erreichen, eine derartige Regelung der Beitragshöhe kann ich darum nicht dringend genug befürworten. Es ist widersinnig, wenn der Rentenempfänger von 10,000 Rubeln nicht mehr leistet als sein Genosse, der über ein Jahreseinkommen von nur 3000 Rubeln verfügt, der Erstere kann doch unzweifelhaft mehr leisten und darum soll er auch zu höherem Beitrage verpflichtet werden. Die in Procenten vom Nettoeinkommen auszudrückende Jahresquote belastet alle Glieder gleichmässig, der Gerechtigkeit wird also in weitestem Umfange Genüge gethan, die Höhe des Procentsatzes wird

aber wol von den diversen Geschlechtsverbänden oft verschieden angesetzt werden, je nach dem Verständniss, das der einzelne Familientag den Forderungen unserer Zeit entgegenbringt. Bei Festlegung der procentualen Höhe der Auflage muss allerdings mit Vorsicht vorgegangen werden, um die kleineren Einkommen nicht allzusehr zu belasten, von einer progressiv mit der Höhe der Renten wachsenden Besteuerung möchte ich aber doch abrathen. Für Verbände, deren Glieder absolute Gleichberechtigung geniessen sollen, empfiehlt sich eine Einkommensteuer nach Vermögensklassen durchaus nicht, alle sollen relativ gleichmässig zu Nutz und Frommen des Geschlechts beitragen. Eine progressive Einkommensteuer scheint auf den ersten Blick weit mehr den Gerechtigkeitsansprüchen zu genügen, im Grunde führt sie aber einen versteckten Kampf gegen das Eigenthum, ist auch darum das Ideal der internationalen Socialdemokratie, deren Ideen doch wol nicht für uns verwerthbar sein dürften.

Ich bin überzeugt, dass nach Regelung der Beitrags-erhebung in der vorgeschlagenen Form, die jährlich zur Abführung an das Familienvermögen gelangende Summe bedeutend wachsen wird, aber um schon nach wenigen Jahrzehnten die Früchte der Aussaat zur Verwendung bringen zu können, genügen alle noch so geschickt entworfenen Finanzreformpläne nicht. Eine Steuer von etwa $\frac{1}{2}\%$ des Einkommens bedeutet für Niemanden ein Opfer, solche dürfen auch gar nicht durch paragraphirte Sätze erzwungen werden, und doch müssen Opfer gebracht werden um der Erhaltung des Standes willen. Ja, da muss sich eine Wandlung im Innern der Einzelnen vollziehen, — Mann für Mann müssen wir erkennen, dass in heutiger Zeit Opfer-bringung zur Pflicht wurde. Ihr, die ihr Jahr aus Jahr ein Summen zurücklegt, vergesst nicht einen Theil derselben dem Kassirer Eures Verbandes, statt Eurem Banquier anzuvertrauen, Ihr, die Ihr zwar keine Capitalien zu sammeln, aber doch in Behäbigkeit zu leben vermögt, entschlagt

Euch hier und da einer Ausgabe, eines sogenannten «Bedürfnisses» mit der zielbewussten Absicht, die ersparte Summe dem Familienvermögen zukommen zu lassen. Will Euch der Egoismus, sei es auch in der versteckten Form der Sorge um die eigene, engere Familie, von Opfern zurückhalten, so erwidert dem engherzigen Mahner in Euch, dass die zu Gunsten des Geschlechts verwandten Summen doch auch Euren Nachkommen zu Gute kommen; betrachtet die Kasse des Verbandes als eine Sparbank; wer weiss — ob Ihr auch heute wohlhabend, ja reich genannt werdet, vielleicht müssen Eure Enkel, ja Eure Kinder schon die Gesamtmfamilie um Hilfe angehen? Ein Geschlecht, das in thätigem, verständnisvollem Zusammenwirken über des einzelnen Gliedes moralischer Integrität wacht, zugleich aber in ausreichendem Maasse über die gewaltige, irdische Waffe «Geld» verfügt, wird jedem Sturme zu trotzen vermögen; wir dürfen es uns nicht länger verhehlen, dass unser Stand im Niedergange begriffen ist, dass nur schnellste und ausgiebigste Hilfe ihn vor Zerbröckelung zu schützen vermag, wachet auf darum, Ihr Standesbrüder, öffnet weit Herzen und Hände, damit nicht die kommenden Generationen den Vätern bitter zurufen dürfen: «Ihr sahet den Abgrund offen und decktet ihn nicht zu.» Haben wir im Schweisse unseres Angesichts das Unsere gethan, so wird Gott das Seine thun in alter Treue, er wird hindern, dass unsere Adels-sippen abtreten müssen vor der Zeit, er wird wachen, dass auch unsere Enkel in Arbeitskraft und Rüstigkeit dastehen, als Schutz des Rechts, als Damm gegen die nagende Fluth des Materialismus und Socialismus.

Ich mahne so dringend zur Bildung von Geschlechtsverbänden, zur weitgehendsten Bethätigung der Opferfreudigkeit innerhalb derselben, weil meiner innersten Ueberzeugung nach nur solche Genossenschaften die schweren Aufgaben, welche die Zeit stellt, zur Zufriedenheit lösen können, zur Mitarbeit an des Standes Regeneration, an seiner Hebung sind aber natürlich auch die Adelscorporationen berufen.

Materielle Beihilfe vermögen sie zwar den Einzelnen auch nicht in annähernd ausreichendem Maasse zu gewähren, trotz besten Willens werden sie sich in der Regel mit Unterstützung alter, kranker, arbeitsunfähiger Standesgenossen begnügen müssen, höchstens in Fällen ärgster Noth Hilfe leisten können, aber in anderer Weise können sie allerdings den Genossen mit Rath und That an die Hand gehen.

Bei aller Opferfreudigkeit können aus den Vermögen der Geschlechtsverbände doch erst nach einigen Decennien Unterstützungen in grösserem, ausreichendem Umfange erwartet werden, auch sorgfältigere, auf Erhöhung der Leistungsfähigkeit hinzielende Erziehung kann erst in der nächsten Generation Früchte zeitigen, unter uns befindet sich aber eine Schaar junger Edeline, die schnellster Hilfe bedarf. In Ignorirung der Zeichen der Zeit wurden sie zu Berufen erzogen, die ihnen heute nicht mehr offen stehen; mit einer Bildung ausgerüstet, die sie nicht mehr in alter Weise verwerthen können, stehen sie rathlos da, schauen vergeblich aus nach der Möglichkeit eines Fortkommens — schon ist mancher von ihnen gestrauchelt bei diesem unsicheren Umhertappen, wird ihnen nicht bald Hilfe zu Theil, so dürfte die Mehrzahl am Wege liegen bleiben, zermalmt werden vom Schicksal. Nur wenigen kann die Corporation durch direkte, materielle Beihilfe zur Seite springen, aber auf indirektem Wege vermag Manchem noch Rettung zu werden, wenn nur die Erkenntniss des rechten Weges sich endlich Bahn brechen würde. Es wäre doch z. B. nicht undurchführbar, einen Kreis von Edelleuten zu bilden, deren sonstige Stellung in Landesämtern etc. auch Fremden gegenüber zweckmässiges Handeln verbürgt, einen Kreis der sich mit Personen und Institutionen in allen Landen und Erdtheilen in Verbindung setzt und durch seine Empfehlung den ämterlosen Standesgenossen ihrer Leistungsfähigkeit und Begabung entsprechende Placements zu verschaffen sucht. Eine Uebervölkerung der Erde wird wol niemals Platz greifen, aber localer Ueberfluss an Arbeitskräften tritt

häufig ein, macht sich zur Zeit auch bei uns geltend; dieses acute Leiden wird meist rasch zu einem chronischen, argen Uebel, da den Einzelnen der Sprung in die Ferne schreckt, weil er zugleich stets ein Sprung in's Ungewisse für ihn ist. Tritt aber die Gesammtheit für den Einzelnen ein, hilft sie ihm durch Einfluss und Empfehlung neue Bahnen brechen, so wird er sie gerne beschreiten. Mag auch der in der Ferne erwirkte Posten anfänglich nur kärgliche Einnahme gewähren, so wird diesem Auszögling eine Unterstützung seitens der Standesgenossen weit leichter beschafft werden können, als wenn er Mittel zu einer planlosen Auswanderung heischt.

Es wird Zeit kosten bis in Nah' und Fern die nöthigen Verbindungen geknüpft wurden, manche mühselige, sorgfältige Prüfung werden die Glieder dieses Kreises vorzunehmen haben, aber das Opfer ist nicht zu gross für den Lohn, der in der Rettung manches Bruders bestehen wird. Wie oft hörte ich bisweilen mit direktem Hinweis auf diesen und jenen Jüngling klagen: «Wie schade, dass soviel Kraft und Fähigkeit keine Verwendung finden», aber mit Klagen und Reden nützt und fördert man nichts, handeln müssen wir, solange es noch Zeit ist.

Wollte Gott, es fänden sich bald in der Heimath ein paar energische, klar schauende Männer, welche diese Angelegenheit in die Hand nähmen; ist der Stein erst in's Rollen gebracht, so reisst er im Laufe die Masse mit, ergriffen erst Einige energisch die Initiative, so wird es an Mitarbeitern gar bald nicht fehlen. Die Namen Jener aber, die zur That schritten, werden längst noch in den Herzen der Standesbrüder widerklingen, wenn manch' Anderen keine Lippe mehr nennt, der heute über glänzendem Worte das Handeln vergisst.

Wenn wir uns die schwere Lage des Standes vor Augen halten, so ist's als ob das Herz uns brechen sollte vor Kummer, ob auch die Noth meist selbst verschuldet ist; wenn wir angstvoll hinausspähen in die Zukunft, so sehen wir in's Dunkel,

aber schauen wir so recht in uns und um uns, so gelingt's doch hier und da ein Löchlein zu entdecken, durch das wir bei rechtem Zwängen und Drücken zu entschlüpfen vermögen. Doch die Lichter, die uns führen können im Dunkel der Zeit, müssen wir selber entflammen, nachdem wir selber die Kerzen gossen; wir müssen von den Gliedern den lähmenden Krampf abschütteln, der sie allzulange gefangen hielt, aufwachen aus dem Schlafe, in dem wir uns selbstgefällig lullten. Es kommt bald die Nacht, da niemand mehr wirken kann, daher möge uns zur Zeit noch wecken der Ruf:

«Caveant nobiles.»

Schlusswort

Manches harte Wort, manche bittere Wahrheit musste ich den Standesbrüdern in diesem Büchlein sagen, mögen sie erkennen, dass nicht eitle Tadelsucht und Schwarzseherei mich leitete. Die Angst, die unsägliche Angst um des Standes Zukunft drückte mir die Feder in die Hand, liess es mich als Pflicht empfinden zu reden. Es ist zu lange geschwiegen worden in unseren Landen, immer und immer wieder umhüllten wir das Haupt und behaupteten dann, wir sähen keine Gefahr; setzen wir dies selbstgefällige Treiben fort, so ist uns der Untergang gewiss, werden wir weggefeigt werden von der Bühne in Schimpf und Schande. Zu wahrer Selbsterkenntniss müssen wir uns zunächst durchringen, unsere Herzen reinigen von allem materialistischen Staub, der sie erfüllt, dann aber mit kräftiger Hand an's Werk gehen, an's Werk der Selbstrettung. Edelleute, lasst uns wieder wahre Edelinges werden, die aufrichtigen Herzens Gott bekennen, die in einfacher mässiger Lebensweise, in Bedürfnisslosigkeit echt adliges Wesen suchen, die aber uneigennützig und opferfreudig die Hand öffnen, wo es

das Wohl des Nächsten gilt. Schwere Stürme drohen, schwere Wolken stehen am Horizonte, der ganze Westen erbebt schon in seinen Grundlagen unter dem beginnenden Wehen der Winde, in solcher Zeit muss der Adel beweisen, dass er ein Recht hat auf den Namen des ersten Standes, dass er fähig ist als Bollwerk zu dienen gegen die nivellirende Strömung, die sich geltend macht. Auch wir sind noch berufen zu Thaten, auch wir müssen das Unsrige beitragen zur Erhaltung der Massen bei Glauben, Recht und Wahrheit. Dass wir zur Erfüllung dieser Standesaufgaben wieder geschickt werden, dass wir endlich, endlich erkennen was uns Noth thut: Beten und arbeiten, nicht schlafen oder schlemmen:

Das walte Gott.

